Litt: A. No 24.

Pol.
o
108 a/1

-6x. d. 21/7. 42.

Sullys
Geist der Staatsverwaltung.

Aus
seinen eigenen Geständnissen
in Hinsicht der wichtigsten Gegenstände
dargestellt.

Mit beyfälligen Marginalien.

Omnino qui rei publicae praefuturi sunt, duo Platonis praecepta teneant: unum, ut utilitatem civium sic tueantur, ut quaecumque agunt, ad eam referant, obliti commodorum suorum: alterum, ut totum corpus rei publicae curent, ne, dum partem aliquam tuentur, reliquas deserant.

Cicero de officiis Lib. 1. Cap. 25.

Altona, 1810.
bey Johann Friedrich Hammerich.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS

Sully und Colbert.

Sully, von dem man wenig oder gar nichts hört, war ein viel größerer Mann, als Colbert, von dem man so viel spricht. —

Sully regierte Heinrich den 4ten, und Colbert Ludewig den 14ten, jedoch mit dem Unterschiede, daß Heinrich Sullys Vorschläge, Urtheile, nicht gerade zu annahm, sie vorher selbst prüfte und dabey ins Detaille ging — Ludewig dagegen seines Ministers Plänen sogleich schlechterdings beypflichtete.

Dieser Unterschied ist der Grund, daß Colberts Ruf und Nahme ausgebreitet worden.

Sully setzte das Finanzwesen des französischen Staats in einem Zeitpunkte, wo er dessen Unordnung ungestraft

hätte vergrößern können, in eine musterhafte Ordnung. Er bestritt alle Staatsbedürfnisse, und sammelte doch noch einen baaren Schatz, wie wir weiterhin sehen werden. — Colbert bereicherte auch den Staat; man muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sully that aber wahrlich noch mehr; er erkaufte ihn wieder.

Colbert hatte gewiß die besten Absichten von der Welt, aber er that viele Mißgriffe, seine ersten Schritte waren Fehltritte, die Wahlen seiner Gehülfen und Umgebungen waren fehlerhaft, sogar lächerlich; seine Unternehmungen wurden zuletzt Plagen für den Staat. —

Sully hatte eben so reine Absichten, und dabey die Stärke des Geistes, alles übersehen, alles unternehmen, auch alles ausführen und endigen zu können. Er besaß die Willenskraft, das, was seine Weisheit entworfen, sein Geist durchdacht, mit wahrer nicht eingebildeter Energie, ohne Schwanken, ohne Verzug in Ausübung zu bringen. Sully besaß eine ernsthafte und aufgeklärte Billigkeit; seine Vorstellungen waren rein und klar, und ungeachtet des Feuers seiner Seele, handelte er doch jederzeit mit weiser Kälte. Alles that er selbst; und um sich nicht in der Wahl seiner Vertrauten zu irren, so wählte er sich gar keine. —

Sully muß man alles Böse, so er nicht that, besonders in der Hinsicht, ganz allein zurechnen, weil die von der Katharina von Medicis eingeführte ungerechte und äußerst drückende Auflagen, so viele Verwirrung und

Unordnung in allen Zweigen der Staats-Verwaltung und Regierungs-Geschäfte verursacht hatten. —

Colbert kann man alles das Gute, so er nicht that, zur Last legen; da er so viele Motive, Einsichten und auch Mittel, um solches zu thun, in Händen hatte. —

Colbert war nur allein als Finanz-Minister wirksam, und erwarb sich in diesem Fache Ruhm. — Sully war aber auch zugleich als Feldherr und Krieger groß.

Die Geschichte hat es uns aufbehalten, zu sagen: wie er an der Seite seines Königs focht; wie er von Gefechten zu Gefechten, von Stürmen zu Stürmen rastlos eilte; dem Feuer des groben Geschützes, des kleinen Gewehrs, dem Hagel der von den Dächern herabgewälzten Steine trotzte; wie er während fünf Tagen und fünf Nächten seine Kleider und seine Waffen gar nicht ablegte, auf dem Schlachtfelde selbst die bluttriefende Speise kostete; angelehnt an zusammen stürzende Gebäude, einiger Ruhe genoß; wie er, selbst verwundet, seinen königlichen Freund mit dem einen Arm schützte, und mit dem andern kämpfte und den Feind schlug. —

Sully, Soldat und Staatsmann zugleich, unterstützte seinen König im Felde durch seine Tapferkeit, im Cabinette durch seine Talente und Einsichten. — Colberts Thätigkeit äußerte sich nur im Finanzfache.

Es ist wahr, Colberts uneingeschränkter, grenzenloser Eifer für die Vermehrung und Beförderung der Manufacturen, und seine außerordentliche Begünstigung derselben, vereinigte auf eine gewisse Zeit alle Kräfte Frankreichs.

Durch diese große Anstrengung glänzte es von allen Seiten Europens. —

Allein durch diese übermäßige Anstrengung rieben sich die Kräfte auf. Der Glanz war nur schimmernd, vorübergehend. Es fehlte am Ende die Kraft, ihn zu unterhalten; und Frankreich that durch diesen Finanz-Mißgriff Colberts einen Schritt zu seinem Ruin, gerade da es durch seinen Flor den Neid aller europäischen Staaten erregte.

Wir wollen auch hier wieder die Zeitgeschichte nachsehen, um das, was man Colberts Mißgriffen als Finanz-Minister zuschreibt, zu bekräftigen. —

Als Turgot den Ackerbau in Frankreich wieder in Aufnahme bringen wollte, wurden mit der größten Sorgfalt und mit einem außerordentlichen Aufwande, über die Landcultur und den Standpunkt derselben, die genauesten Untersuchungen angestellt.

Die Resultate, die man öffentlich bekannt machte, ergeben sich in folgender Art: —

1) Daß unter den letzten Regierungen das Product des gesammten Ackerbaues jährlich nicht mehr als ein 6tel von dem betragen hatte, was solches jährlich unter Heinrich 4ten Regierung und Sullys Administration betrug.

2) Daß Frankreich für fabrizirte Stoffe und ähnliche Industrie-Producte und Manufactur-Waaren zwar

Millionen gewonnen, dagegen für die Agrikultur=Producte Miliarden verloren habe.

3) Daß zwey Millionen Menschen, welche den Ackerbau treiben, vollkommen für eine Milliarde Livres an Werthe produziren können; daß dagegen

4) drey Millionen Ouvriers nie mehr als nur für 700 Millionen Livres an Werth produziren können, mithin nicht einmal völlig die Hälfte von dem, was durch den Ackerbau gewonnen werden kann.

Dies sind Resultate und Wahrheiten, die gewiß für jeden Staat, dessen Grund und Boden durch den Ackerbau einer höhern Cultur fähig ist, von der größten Wichtigkeit bleiben müssen. —

Diese Wahrheiten behielt Sully stets im Auge. Er sah es ein, daß alle Werke der Künste nur ein Theil des National=Reichthums sind; dagegen die erste, wahre Quelle desselben die Erde und die Menschen sind, die sie anbauen und mit ihrem Schweiße befruchten. Diese bleiben es, denen jede Regierung und Gesetzgebung ganz vorzügliche Unterstützung und Begünstigung gewähren muß. —

Es ist ein Grundsatz der Staats=Wirthschaft, den man nie zu oft wiederholen kann: die höchste Blüthe der Manufacturen und des Handels wird immer der Nation eigen seyn, dessen Ackerbau der blühendste ist. Eine Nation, die zunächst um sich her allen Stoff seiner Industrie und der Industrie fremder Völker findet, wird immer die reichste und mächtigste seyn. Nur unter dieser Ansicht muß die wahre Politik das Gebiet einer Nation betrachten.

Diese Ansicht hatte auch Sully, und da er ihr treu blieb, und den Ackerbau als die sicherste, dauerhafteste Stütze des National-Wohls betrachtete, rettete er Frankreich aus dem tiefsten Elend und erhob es zum Wohlstande. Wenn man diesem seltenen Minister einen Vorwurf machen könnte, so wäre es der: daß die Strenge seiner politischen und moralischen Grundsätze ihn sogar zum Feinde aller Manufacturen machten. —

Frankreich war schon, wie wir wissen, durch viele Kriege geschwächt, als Heinrich IV. seine Regierung antrat. Durch neue bürgerliche und Religions-Kriege wurde es ganz zu Grunde gerichtet. Sully fand ungeheure Schuldenlasten, das Land öde, leer, entvölkert; das Volk arm und elend.

In einer unbegreiflich kurzen Zeit brachte er das Chaos der zerrütteten Finanzen in Ordnung. Er fing mit Weisheit und Kraft seine Staats-Reorganisation an; sein König unterstützte ihn dabey; denn innerhalb fünf Jahren waren durch seine einsichtsvollen, kräftigen und zweckmäßigen Maaßregeln alle Staatsschulden nicht allein bezahlt, sondern auch die Einkünfte um mehr als eine Million Thaler erhöhet. Auch den Schatz hatte er mit einer Million versorgt, und dennoch waren die Landes-Auflagen beträchtlich heruntergesetzt. —

Bis zum Tode Heinrich IV. hatte es Sully schon so weit gebracht, daß bereits 40 Millionen Livres im Schatz waren, und er seinem königlichen Freunde, der im Begriff war, einen Krieg anzufangen, die Versicherung geben konnte: „Wenn Sie, Sire! ihre Armee nicht über 70,000

Mann erhöhen, so will ich Sie mit hinreichendem Gelde zu Führung des Krieges versehen, ohne Ihrem Volke eine einzige neue Abgabe aufzulegen.“ —

Dies Alles bewirkte Sully bloß durch seine kluge Finanz-Verwaltung, durch seine rastlose, aber auch zweckmäßige Thätigkeit, und daß er die wahre Quelle des Staats-Reichthums, den Ackerbau, benutzte; er durfte nie zu Kabalen, Erpressungen und andern schnell Geld schaffenden, aber verwerflichen Finanz-Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen. Er war viel zu gewissenhaft, um augenblickliche Vortheile seinem Fürsten zuzuwenden, die nur gar zu leicht den Staat in vieljährige Verwüstung stürzen können. Er wußte zu gut, daß die Aegyptischen Landplagen bey weitem nicht so schrecklich sind, als solche Finanz-Operationen. —

Nie hat es also vielleicht einen Minister gegeben, der an der Spitze der Staats-Verwaltung so groß, und zugleich als Mensch so gut war. Er schöpfte seine Staatsklugheit aus der Geschichte der Menschheit und aus den unwandelbaren Gesetzen der praktischen Vernunft. —

Sully, Freund Deines Königs und der Wahrheit!
Die reinste Tugend erwärmt Dein Herz!
Die höchste Intelligenz belebt Deinen Geist!
Du vereinigst mit der Kunde des Vaterlandes
Die Kunde fremder Staaten!
Du ehrst den Pflugstier des Ackerbauers!
Du zügelst das schäumende Roß des Kriegers!

Du liebst den Frieden!
Du fürchtest den Krieg nicht!
Denn im glücklichen Frieden hast Du ruhmvollen Krieg vorbereitet. —

Sieh: Apologie auf den Herzog von Sully nach dem Französischen von Thomas vom Obristen von Massenbach.

Quamquam praeclare Socrates, hanc viam ad gloriam proximam, et quasi compendiariam dicebat esse, si quis id ageret, ut, qualis haberi vellet, talis esset. —

Qui igitur adipisci veram gloriam volet, justitiae fungatur officiis. — —

Cicero de officiis Lib. 2. cap. 12.

I.

Jeder Fürst ist zu beklagen, der unweise genug ist, seinen Haß gegen die, deren Dienste er bedarf, nicht zu verbergen. Laßt uns aber lieber gleich zum Ruhme der Tugend sagen, daß nur sie allein, genau betrachtet, auf die untrüglichste Art den glücklichen Erfolg großer Unternehmungen sichert. — Klugheit, Billigkeit, gute Mannszucht, Ordnung, Muth und das Glück selbst sind alles Dinge, die aus ihr in der Folge entstehen. So ketten sich die Handlungen wirklich großer Männer an einander. Der Gang derjenigen, die sich diesen Namen mit Unrecht anmaßen, zeigt im Gegentheil nichts, als Verwogenheit und Hartnäckigkeit, die Gefährtinnen des bloßen Ehrgeitzes; sie sind berauscht von ihrer Macht, voll eiteln Zutrauens

auf ihre Talente, und bauen thöricht auf ihr gutes Glück. Dies alles sind die Folgen der Schmeicheley, welche gewöhnlich über Niemanden so unumschränkt herrscht, als über diese eingebildete Helden, die sich dazu geboren glauben, die ganze Welt zu unterjochen. —

2.

Ein Fürst, den Unentschlossenheit, Furchtsamkeit und Trägheit wechselsweise beherrschen, ist immer den seltsamsten Veränderungen unterworfen. In Staatssachen ist nichts so schlimm und gefährlich als eine solche Unbestimmtheit. — Man muß in gefährlichen Lagen dem Zufall nicht alles überlassen; fehlerhaft bleibts aber auch wieder, gar nichts von ihm zu erwarten, und sobald man durch weise, kaltblütige Ueberlegungen, sich ein Ziel vorgesetzt hat, so müssen auch alle unsere Handlungen dahin abzwecken, es zu erreichen. — Aber der Fehler eines Geistes, der sich immer nur mit kleinlichen, unbedeutenden Intriguen beschäftiget, und überhaupt aller derer, die mehr Lebhaftigkeit, als Beurtheilung besitzen, ist, stets sich das Gegenwärtige so vorzustellen, daß sie dadurch geblendet werden, und das Entferntere nur wie durch einen Nebel sehen. — *)

*) Sully spricht hier von der Königin Catharina und Heinrich 3ten. — Mit dem Fehler der ewigen Unentschlossenheit, sagt er, verband diese Königin, noch einen andern, der vollends alles verderbte. Sie bediente sich beständig einer gewissen kleinlichen ange-

nommenen Verstellung; sie studierte so recht darauf, auf eine erbärmliche Art falsch und betrügerisch zu seyn, denn sie war des Glaubens: daß darin die wahre Staatskunst bestände. — Der erste dieser Fehler verheimlicht uns das Uebel, welches uns drohet; der andere bindet denen die Hände, welche uns helfen könnten es abzuwenden. Was läßt sich dabey anders erwarten, als früh oder spät selbst das Schlachtopfer derselben zu werden. — Selbstständigkeit, aus der auch Entschlossenheit fließt, so wie überhaupt alle Größe des Menschen, beruht auf dem Gebrauch eigener Kraft und eigenen Willens. — Wer genau weiß, was er will, dem werden die Mittel nie fehlen, selbstständig zu handeln; Gegentheils irrt der Mensch von Erwartung zu Erwartung, von Täuschung zu Täuschung bis an den Rand seines Grabes hin. — Fürsten spielen auch nur durch Selbstständigkeit die größte Rolle. Sie werden alsdenn nie in die traurige Lage sich versetzt sehen: daß Convulsionen und Erschlaffung der Sitten die größten Staaten erschüttern, und sie früh oder spät zertrümmern.

3.

Wenn Fürsten nicht einsehen, wie weit ihre Rechte und Pflichten in Ansehung der Religions- und Gewissens-Freyheit sich erstrecken, so werden sie sich gewiß immer selbst und auch ihr Volk, den traurigsten Drangsalen ausgesetzt sehen. — Sie können nie strenge genung gegen alle Arten von Handlungen seyn und verfahren, welche das Recht der Natur und der Gesellschaft, oder die Ge-

setze beleidigen. Eine Religion, die solche Handlungen gut hieße, müßte nothwendig mit der äußersten Schärfe der Gerechtigkeit verfolgt werden. Aber dies ist auch nur der einzige Punkt, wo die Religion der Macht gekrönter Häupter unterworfen seyn kann und darf. Ueber das Innere der Gewissen erstreckt sich ihre Gerichtsbarkeit nicht. Bey dem Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten, dessen verschiedene Auslegung den Unterschied der Religion macht, behält Gott allein sich alles das vor, was nicht über die Grenze der spekulativen Lehrsätze hinausgeht, und überläßt den Fürsten dasjenige, was die Moralität öffentlicher Handlungen betrifft. — *)

*) So dachte schon der treffliche, weise Sully über diesen wichtigen Gegenstand. Hätte man diesen Grundsatz nicht verachtet, so würde zu seiner Zeit die schreckliche Fackel des Fanatismus nie die schreckliche Bartholomäus Nachterleuchtet haben. Tiefer als je stürzte dadurch Frankreich in seine barbarische Wildheit zurück, und wurde das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkrieges, den ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößerte. — Zwey Extreme alles Irrthums giebt es über die Verhältnisse des Regenten und der Religion, oder der Kirche; entweder: diese zum höchsten Richter im Staat, oder jenen zum höchsten Richter der Kirche zu erheben. — Das erste ist der Tod aller bürgerlichen Freyheit, und der Greuel, die aus ihrem Grabe hervorgehen; — das zweyte der Weg zur Vertilgung aller wahren religiösen Gefühle und zur völligen Aufhebung der Grenzen, die das Gebiet der Rechtlichkeit und Moralität von einander scheiden. —

4.

Jeder Fürst, der Faktionen weder zuvorzukommen, noch sie zu ersticken weiß, der sich mit Muthmaßungen aufhält, wo er handeln soll, der weder mit Klugheit noch mit Nachdruck zu verfahren weiß, der niemals weder seine Unterthanen, noch die, welche am meisten um ihn sind, kennen lernt — sieht sich am Ende den größten Demüthigungen ausgesetzt. — *)

*) Sully spricht hier auch noch in Beziehung auf Heinrich 3ten. Uebrigens hat man sich auch noch nach Sully's Zeiten oft genug über die Frage gestritten: ob es wohl rathsam ist, daß sich ein Fürst zu populär mache? — Viele waren der Meynung, daß der ofte, gar zu leichte Zutritt zum Throne des Fürsten in der Regierungskunde mehr verwirrt, als nutzt, und daß es bloß fürs Privatwohl sehr heilsam seyn möge, wenn der Zugang zum Fürsten Niemand verschlossen ist. — Das ist aber ein durchaus falscher, sogar gefährlicher Grundsatz. Wie oft auch ein solcher freyer Zutritt zum Fürsten gemißbraucht werden kann, so ist es doch unbezweifelt richtig, daß die heilsamen Folgen unendlich überwiegend sind. Wer weiß es nicht, daß gerade Friedrichs des 2ten Andenken durch diese Popularität gesegnet ist, wodurch er nicht allein Preußens Bewohnern, sondern auch ganz Europa unvergeßlich geworden! Welch einen andern Spiegel haben denn wohl die Fürsten in der Mitte ihres Hofes, um andere Menschen als Hof-Geschöpfe kennen zu lernen? als eben diesen; nimmt man ihnen diesen, so bleiben sie an ihren Höfen heimisch, und in ihren Ländern fremd. — Und wie wohlthätig und tröstend wird's auch für den Unterthan, wenn er selbst sein Herz seinem Landesvater ausschütten kann. Wenn das Herz voll ist,

dann muß auch die warme Herzenssprache mündlich vorgetragen werden, wenn sie wieder zum Herzen gehen soll. Auf dem Papier wird sie kalt, sie wirkt da nicht so nachdrücklich, so stark. Es ist doch immer besser, wenn Kinder ihre Noth dem Vater mündlich klagen können. —

Ueberdem geräth aber auch ein Fürst, der sich zu wenig sehen läßt und mittheilt, in die unangenehme Lage, daß jeder, der das unverhoffte Glück hat, ihn näher zu kennen, auch etwas von ihm begehrt; er muß immer mehr Menschenscheu werden, wenn er nur lauter Eigennützige antrifft; denn einseitiges Bitten und Gewähren oder Abschlagen gewährt keinen Umgang. — Ein Calabrese sagte dem bekannten D. Bartels auf seiner Reise: „Wir lieben unsern König wie unsern Vater, weil wir auch sonst alles Gute von ihm hören; er reizt aber auch unser Mißvergnügen und unsern Unwillen dadurch, daß er gar nicht zu uns kommt, und wir möchten ihn doch gerne kennen lernen.“ — —

5.

Veränderungen und Umwälzungen in Staaten sind nicht Wirkungen des Zufalls oder des Eigensinns der Völker. Nichts reizt das Volk so sehr zum Aufruhr, als eine schwache unordentliche Regierung. — Aus Lust empört sich nicht das Volk, um der angreifende Theil zu seyn, sondern nur um unerträgliche Lasten abzuwerfen. —*)

*) Sully's Vaterland hat dies Urtheil auch in neuern Zeiten bestätiget. — Die wirksamsten Mittel, Volks-

Em-

Empörungen zu hindern, bleiben: eine weise Regierung in Ansehung der Wahl der Staatsbeamten, der ernste Wille, das Zutrauen der Unterthanen zu verdienen, eine gute Finanz- und Justiz-Verwaltung, Offenheit und Gerechtigkeit, Beförderung ächter wahrer Aufklärung, durch Fürsorge für Erziehung, für gute Schulen und Religiosität. — Ueberhaupt werden alle gewaltsame Veränderungen und Empörungen immer nur erst durch aufgereizte Verzweifelung und gemißbrauchte Geduld des Volks entstehen. Wenn nur überall Gerechtigkeit, Billigkeit und Mäßigung bey Ausübung der zufälligen Gerechtsame von Seiten der Regierer beobachtet wird, dann wird guter Wille, Treue, und das, was wir Patriotismus nennen, von Seiten der Regierten von selbst entgegen kommen und überall die Hände bieten.

6.

Bey allen großen und schweren Unternehmungen muß man es sich gar nicht einkommen lassen, die Zukunft, die von zu vielen Nebenursachen abhängt, weder voraussehen, noch auch nach unsern übereilten Entwürfen modeln zu wollen. Schon genug, wenn man sich bestrebt, bloß die Hindernisse, so wie sie sich finden, zu überwinden; aber abschrecken muß man sich nie lassen, weder durch die Größe noch die Menge derselben. Man muß durchaus niemals an etwas verzweifeln, was irgend einem Menschen möglich gewesen ist. Wie manche Dinge, die zu den Unmöglichkeiten zu gehören scheinen, würden uns nicht leicht werden, wenn wir immer wüßten, uns der Zeit, der Gelegenheiten,

der Fehler anderer, der glücklichen Momente, der verschiedenen Gesinnungen und einer Menge anderer Umstände geschickt zu unserm Vortheil zu bedienen? — *)

*) Wer etwas Großes, Wichtiges zum Besten des Ganzen und der Menschheit übernehmen will, hat immer mit Hindernissen zu kämpfen. — Der Eigennutz des Einen, die Vorurtheile des Andern, und die Trägheit des Dritten sträuben sich dagegen. Feinde von allen Seiten erwachen, und diese arbeiten stets thätig, da sie immer eine schlechte Sache vertheidigen. Sie tragen auch um so weniger Bedenken, zu jedem, auch noch so sehr widerrechtlichen Mittel ihre Zuflucht zu nehmen.

7.

Es giebt Fürsten, die der Erkenntlichkeit und Dankbarkeit fähig sind — aber wie selten ist es, daß diese Gesinnungen im Glücke sich erhalten, oder gar noch vermehren? — *)

*) Sully spricht hier von der Schlacht bey Ivry und Dreux im Jahr 1590, wo er sehr gefährlich verwundet wurde, und Heinrich der 4te ihm um den Hals fiel und sagte: „Lebt wohl, mein Freund! sorgt, daß ihr besser werdet, und seyd gewiß, daß ihr einen Herrn habt, der euch liebt." — Einem Fürsten kann man es übrigens wohl für keine Untugend anrechnen, wenn er schwergläubig ist und wird. Was lassen wohl alle die kleinlichen, nichtswürdigen Leidenschaften der Umgebungen der Fürsten unversucht? — Aber Heinrich wußte, was er an seinem Sully

hatte; daher kam auch nur die Versicherung: „seyd gewiß, daß ihr einen Herrn habt, der euch liebt.“ —

8.

Ich habe oft Wünsche gehabt, sagte Heinrich der Vierte zu Sully, aber nie hatte ich noch Zeit gefunden, Plane zu machen. — Sully erklärt sich über diesen Ausspruch: Er verstand, sagte er, dieß letzte Wort in dem Sinn, den jeder weise Mann ihm geben muß, für einen Entwurf, dessen Erfolg Klugheit und Ueberlegung sichern. In diesem Sinne ist es wahr, daß jeder wünschen kann, was ihm beliebt, ohne dadurch andern zu schaden; daß aber nur ein Thor sich in Entwürfe stürzt, ohne die Leichtigkeit oder Wahrscheinlichkeit, sie auszuführen, vorher zu sehen. — *)

*) Heinrich der Vierte sagte dieß bey der Empörung seiner Armee nach der Schlacht bey Ivry. —

9.

Die Hauptregel in schwierigen und verwickelten Staatsangelegenheiten ist: Jeden gut aufzunehmen, wenig zu versprechen, das Ende der Sache zu wünschen zu scheinen, die Schuld der Verzögerung auf die Hindernisse zu schieben, und fleißig daran zu arbeiten, sie zu heben. — Man weiß es, daß der Unterschied zwischen Uebereilung und

kluger Eil darin besteht: daß diese letzte eine Feindin der Unthätigkeit und Trägheit, so gut als die andere doch keinen Schritt thut, worüber sie nicht den Verstand zu Rathe gezogen hat; und dennoch werden sie alle Augenblicke in der Ausübung verwechselt. — *)

*) Das Uebereilen taugt nirgends, am wenigsten in Angelegenheiten, die das Ganze der Menschheit betreffen. Beym Uebereilen kehrt man gemeinhin die Natur um. Wer sich übereilt, läßt sich nur immer durch seine Einbildungskraft fortreissen, und entfernt sich von den Grenzen der Wahrheit. —

Das Gute soll und muß gedeihen, nur es gedeihet langsam. Das Uebereilen hindert aber geradezu alles Gedeihen. Die kluge Eil stützt sich auf ruhige Ueberlegung. Das Flickwerk der Hitzköpfe, die jeden Augenblick für bequem halten, ihre Weisheit ans Sonnenlicht zu bringen, hat bis auf diesen Augenblick jede wirkliche Verbesserung vernichtet. —

Zu den auffallenden Fehlern unseres Zeitalters gehört auch: die Sucht der übereilten Thätigkeit, die mit sogenannter Energie — ein noch beliebterer Ausdruck — in den Tag hinein arbeitet, ohne etwas wirklich Nützliches, Gutes zum Besten der Menschheit zu Tage zu fördern. Sie ist aber warlich wenig verdienstvoll. Zum nützlichen, vielen Wirken gehört ruhige Ueberlegung, fortdauerndes, standhaftes Ausharren. — Kaiser Hadrian that auch viel, und in unbeschreiblicher Eil. Aber immer planlos arbeitend, stets im Wirwarr der Geschäfte vollendete er wenig, er nahm sich nie Zeit, daß Gute, was er stiftete, zu befestigen. Sets war er auf Reisen in seinen Provinzen, suchte Mißbräuche abzuschaffen, Vorurtheile zu bekämpfen; aber voll Ruhmbegierde und stol-

zer Anmaßung der Eitelkeit wollte er zu viel und zu schnell. Er that freylich auch manches unverkennbare Gute, nur nicht das, was sein Geist mit gleicher Betriebsamkeit hätte ausrichten können, wenn es der edle, sich stets gleich bleibende, ordnungsliebende, nach wohl und ruhig entworfenen Planen fest handelnde Geist Friedrichs II. gewesen wäre. —

10.

Tapferkeit und gerade Rechtschaffenheit — zwey große Eigenschaften eines Feldherrn! — Die erste giebt dem Herzen Hoheit, Großmuth und einen edeln natürlichen Stolz, der nichts anders ist, als das Gefühl eigenen Werths, welches eben so weit von alberner Eitelkeit, als von der Affectation, sich in einer thörigten Bewunderung seiner selbst zu verlieren, entfernt ist. Die andere macht aufrichtig und wahr, unfähig zu Kunstgriffen und zur List, und bereit der Vernunft und der Billigkeit nachzugeben. —

11.

Bey allen großen und erhabenen Spekulationen, in Beziehung auf Reformen der Staaten, muß man sich schlechterdings auch zugleich immer zu einzelnen Anordnungen herablassen; auf diese muß man bey den größten Entwürfen nothwendig Rücksicht nehmen. — Sehr bald wird

man alsdenn überzeugt werden: daß es Umstände giebt, wo selbst der glücklichste Entwurf durch die Natur der Hindernisse, durch die Verschiedenheit des Genius und Charakters eines Volks, durch die Art der Gesetze, die bey ihm eingeführt sind, und durch den langen Gebrauch, der so zu sagen, das letzte Siegel darauf gedruckt hat, eben so chimärisch als unmöglich wird. — Nur Zeit und eine lange Erfahrung können dem Fehlerhaften in dem Herkommen und Gewohnheiten eines Staats, dessen Gestalt schon entschieden ist, abhelfen; und doch muß dieß schlechterdings nach dem Plan seiner ersten Verfassung geschehen.

Dieß ist so wahr, daß jedesmal, wo man sehen wird, daß ein Staat einen Weg, der dem, auf welchem er seine erste Einrichtung angenommen hat, zuwider ist, einschlagen will, man gewiß versichert seyn kann, daß irgend eine große Revolution ihm bevorsteht. — *).

*) Eine köstliche Regel, die der erfahrne, und alles ruhig überlegende Sully hier allen Feuerköpfen, durchglüht vom Verbesserungsgeiste, vorzeichnet. — Von allem, was einst war, das Gegentheil zu machen, ist so leicht, als niederreißen. — Wer nach Idealen baut, hat keine Hindernisse zu bekämpfen, er darf sich auch nicht die Mühe geben, Erfahrungen zu vergleichen. Aber zugleich erhalten und bessern, darin besteht die große und seltne Kunst. Wer wirkliche, haltbare Verbesserungen unternehmen will, muß Bedürfnisse und Zeitumstände zu Rathe ziehen. Die sind mehr werth, als alle, aus philosophischen Compendien abstrahirte Ideale. Diese sind — was auch schon ihr Name anzudeuten scheint — Schöpfungen des Verstandes, und viel zu zart gewebt, um für die Wirklichkeit sich zu schicken. Das praktisch Anwendbare

muß aus gröberm Stoff gebildet, materieller, wenn man es so nennen will, aber eben darum auch natürlicher und menschlicher seyn. — Ein Mann, der ohne Leidenschaft handelt, nichts als das wahre allgemeine Beste — ein Wort, was so oft gemißhandelt worden — zur Absicht hat, wird bald fühlen, welchen ganz verschiedenen Rücksichten die Staatsklugheit sich bey großen Reformen und Abschaffung lange bestehender Einrichtungen zu überlassen habe. Er wird immer auf einen Mittelweg denken; und den Platz, wo er bessere Einrichtungen treffen will, für keine Karte halten, auf die er schreiben kann, was ihm beliebet. — Ein Herz voll lebhafter, gutmüthiger, spekulativer Phantasie kann vielleicht in der Wärme seines Unwillens Dinge anders wünschen, als sie sind; aber der weise Staatsmann und ächte Patriot wird immer zugleich untersuchen, wie er das Vorhandene zum Besten wenden kann.

12.

Ein Finanzminister ist — in Ansehung der Gelegenheit, Geschenke zu nehmen — in der nämlichen Lage wie jeder, der ein öffentliches Richteramt verwaltet. So wie man mit Abscheu einen Richter ansehen würde, der seine Hand selbst auch ohne Absicht, die Waage darnach zu lenken, den Geschenken öffnete, so würde sich auch ein Finanzminister und jeder, der ein öffentliches Amt bekleidet, einer auffallenden Ungerechtigkeit schuldig machen, wenn er mit Wohlgefallen solche Geschenke nähme. Denn es findet sich doch immer, entweder in dem Augenblick selbst, oder auch

in der Folge, daß die, welche sie gegeben, glauben, es auf Unkosten des Fürsten, oder des Volks gethan zu haben; — wenn wir nicht ganz auf die Redlichkeit der Gesinnungen derer, die uns geben, rechnen dürfen: so wollen wir nur noch weniger auf uns selbst rechnen, die wir Geschenke annehmen.

Ein Finanzminister muß sich gewöhnen, den Vortheil seines Herrn und den seinigen als zwey Sachen anzusehen, die sich durchaus nicht vereinigen lassen; es sey denn, daß er es selbst ist, der ihm giebt, und seine Freygebigkeit wird sich immer weit genug erstrecken, um keinen Grund zur Klage zu lassen, so bald der erste ihn nur zu überzeugen weiß, daß er nichts auf eine andere Art gewinne. Aber es ist ein Unglück, daß die Gewohnheit, ungeheure Summen zu berechnen, und durch die Hände eines Ministers gehen zu lassen, ihn immer beynahe unvermerkt dahin bringt, daß er Kapitale, die zum Wohlstand und zum Glück eines Privatmannes hinreichen, für so viel, als nichts ansieht. — *)

*) Die Stadt Ruen machte Sully ein Geschenk mit einem vergoldeten Silbertisch. — Als Heinrich ihm die Finanzen anvertraute, verlangte er von ihm, er möchte nie irgend ein Geschenk nehmen, ohne es ihm anzuzeigen; wenn Sully ihm aber davon Nachricht gab, so willigte er stets darein. Er war so froh darüber, daß ein Minister, der ihm so gut und treu diente, auch seinen Vortheil dabey fand, daß er oft noch das Geschenk vermehrte. — Dieß war hier der Fall. Sully mußte dieses Geschenk aus Heinrichs eigener Hand empfangen; er legte noch 3000 Rthlr. in Gold aus seiner Chatulle bey. Die Schen-

kung wurde öffentlich bekannt gemacht. — Was that aber Sully? Er nahm auch nie solche Schenkungen an, wenn sie nicht gehörig in der Rechnungs-Cammer bestätigt waren; damit die Welt die Freygebigkeit seines Herrn erfahren, ihm aber Niemand den Vorwurf machen könnte, daß er seine Gunst zu Erschöpfung der Staats-Cassen benutze! —

13.

Der Ehrgeitz verdreht dem Menschen den Kopf. — Der Ehrgeitzige scheitert fast beständig an dem gefährlichen Felsen, sich nicht überzeugen zu können, daß die besten Entwürfe diejenigen sind, welche zwar nur mittelmäßige, aber auch solche Vortheile zusichern, die keinen Unfällen ausgesetzt, und vor dem Zufall gesichert sind. — *)

*) Sully schildert hier den Charakter eines gewissen Balagni, der sich als Gouverneur von Cambrai im Besitz eines Platzes befand, den seine Lage für Heinrich den Vierten so äußerst wichtig machte. Dieser Mann, hingerissen von Ehrgeitz, hatte die Dreistigkeit zu verlangen, daß man seinen Titel als Gouverneur in den eines souverainen Fürsten verwandeln sollte. Zu seinem Unglück wurde dieser thörigte Wunsch befriediget. Schon schmeichelte er sich, die Liste der damals gekrönten Häupter durch seinen Namen vermehrt zu sehen: aber er vergaß, daß ihm die Mittel fehlten, einen so hohen Rang zu behaupten. Er erschöpfte sich sehr bald, um an dem Hofe des Königs zu glänzen, und die Glorie dieses neuen Potentaten dauerte nur kurze Zeit. — So wahr ist Sul-

lys Ausspruch: Es giebt kein thörigteres, aber auch unglücklicheres Geschöpf in der ganzen Natur, als ein vom Ehrgeitz geplagter Mensch, fast immer verwickelt in Widersprüche, weiß er selbst nicht, was er thun soll. — Es ist der jämmerlichste Zustand des Menschen, ein Zustand der Geistes-Zerrüttung. Alles, was nicht in den engen Spiegel seines eingekerkerten Gemüths fällt, macht ihn unglücklich, oft auch wüthend. Der Ehrgeizige achtet sich nur ganz allein; er sieht sich nur. Und was ist und bleibt er? — ein elendes Pünktchen in der Unermeßlichkeit, wenn er durch Gemeinsamkeit nicht Eins seyn will mit der Unermeßlichkeit, worin nur das Bündniß mit dem höchsten Wesen und dem Menschen stehet! —

14.

Für einen Feldherrn ist es sehr nützlich, nicht allein den Geist zu besitzen, der alle, auch noch so unendlich verschiedene Fälle umfaßt, sondern auch die Namen, die Fähigkeiten, die guten und schlechten Eigenschaften der Offiziere und der einzelnen Corps seiner Armee zu kennen. Dagegen muß er aber auch von ihnen gekannt seyn, als derjenige von allen ihren hohen Offizieren, dessen Anordnungen sie, auch seinen Rang als Befehlshaber abgerechnet, als die weisesten, in allen gefährlichen Lagen am liebsten befolgen mögen. Er muß die Gabe besitzen, ihnen seine Ordre ohne Prahlerey, aber mit der Festigkeit zu geben, welche die Gewißheit, das Beste, was zu thun ist, gefunden zu haben, einflößt; er muß ihnen Geschmack an ihrem Beruf beyzu-

bringen, und ihnen den Gehorsam zu erleichtern wissen, indem er sie nie mit Befehlen überhäuft. Auf der andern Seite muß er sie aber auch gewöhnen, nie, es sey nur aus welchem Grunde es wolle, zu unterlassen, die einmal gegebene Ordre zu befolgen, und auch ohne das geringste daran zu verändern. Endlich muß er auch sich zu allen Zeiten, und den schnellsten Gehorsam von ihnen zu verschaffen wissen, ohne ihnen jedoch jene zu große Furchtsamkeit einzuprägen, die ihnen den Mund schließt, wenn sie durch eine nützliche Meldung ihren Befehlshabern über manches Licht geben können — eine Sache, die zu allen Zeiten Schuld an dem Unglück so mancher Armeen und Anführer gewesen ist. — *)

*) Sully liefert hier eine Karakteristik Heinrich des Vierten als Feldherrn.

15.

Der wirklich große Mann weiß, so wie es die Umstände erfordern, alles zu seyn, was er seyn muß, bald Herr der Andern, bald ihres Gleichen, bald König, und bald Bürger. Er verliert nichts dadurch, sich im engern Kreise so herabzulassen, wenn er nur außerhalb desselben sich gleich fähig zu Staatssachen und zum Kriege zeigt. Der Hösling wird doch nie vergessen, daß er bey seinem Herrn ist. — *)

*) Auch hier karakterisirt Sully Heinrich den Vierten, und setzt noch hinzu: „Es war ein Hauptzug in

Heinrichs Karakter, daß der ernste äußere Anstand, der die königliche Majestät nothwendig zu machen scheint, ihn doch nie abhielt, sich den Freuden zu überlassen, welche die Gleichheit der Stände in der Gesellschaft gewährt. — Ein weiser Fürst wird jedesmal, wenn er nur will, in diesem Wege die Herzen der Menschen, die ihm unterthan sind, gewinnen. Er muß sich nur nicht zu hoch, auch nicht zu niedrig setzen. Der Erhabenste zu seyn muß er immer suchen, d. h. man muß ihn nie aus den Augen verlieren. — So wird jeder Regent seine Gewalt aus Liebe und Neigung erhalten. Daher kommt es auch, daß Heinrich der Vierte in der Brust des alten ächten Franzosen noch immer fortlebt, und daß das Andenken der Elisabeth, so wie dem Preußen die Erinnerung an Friedrich den Einzigen, heilig bleibt. —

16.

Lebhafte Köpfe von starker Einbildungskraft sind gewöhnlich zwey großen Fehlern unterworfen; einer zu großen Spitzfindigkeit in ihren Ideen, und zu weniger Ordnung in ihren Entwürfen, durch die sie sich gewöhnlich hinreissen lassen. — Köpfe dieser Art muß man aber deshalb, doch gar nicht für ganz unfähig zu Geschäften halten, denn sehr oft finden sie Hülfsmittel, die den kältern Pflegmatikern nicht so leicht einfallen; aber es muß nothwendig immer Jemand über sie wachen und sie zurechtweisen, wenn sie abschweifen. — *)

*) Solche Köpfe erheben sich durch eine Art von Begeisterung — was wir gewöhnlich Enthusiasmus nen-

nen — über das alltägliche Vorstellungsvermögen. Werden sie nicht zu rechter Zeit zurechtgewiesen, wie sich der feine Menschenkenner Sully ausdrückt, so gerathen sie in Schwärmerey, die bloß in Erhitzung der Seele besteht, von Gegenständen, die entweder gar nicht in der Natur sind, oder doch wenigstens das nicht sind, wofür die berauschte Seele sie ansieht. — Eine solche Schwärmerey ist Krankheit der Seele, eigentliches Seelenfieber.

17.

Es ist nicht die Verwaltung durch einen einzigen Mann, welche Schuld ist, daß die Finanzen in Verfall gerathen. — *) Da es doch einmal nothwendig ist, daß sie durch Jemandes Hände gehen, so bleiben die Einkünfte um so mehr beysammen, je weniger Hände man dabey gebraucht. Der Mißbrauch liegt in der Wahl dieses Mannes — **) und in der Verfassung des Finanzwesens des Staats. In diesen beyden Rücksichten wird das Uebel nur verewigt, wenn man diese Geschäfte unter gar zu viele Köpfe vertheilt. —

Wenn es schwer ist, in einem Staate einen einzigen Mann, so wie man ihn zu dem Amte eines Finanz-Ministers braucht, zu finden, wie wird man sich wohl schmeicheln dürfen, ihrer in Menge zu erhalten? — Eben so auffallend ist der Irrthum, sich einzubilden, daß, wenn jeder von diesen Männern eine andere gute Eigenschaft hinzubrächte, dadurch dieselbe Wirkung hervorgebracht werden

könne, als ob ein Mensch sie alle besäße; denn da müßte man voraussetzen, daß diese eine gute Eigenschaft eines jeden nie durch seine eigenen oder seiner Kollegen Fehler unnütz gemacht werden könne. — Die herrschende Neigung fast aller der, die Aemter antreten, ist der unüberwindliche Hang, sich und ihre Verwandte zu erheben und zu bereichern. — Wenn sie auch Durst nach Reichthum nicht gleich im Anfang fühlen, so entsteht er doch bald, wächst und wird durch das Geld, welches sie untern Händen haben, stets gereizt. In der Abhängigkeit und der gegenseitigen Furcht, worin einer durch den andern erhalten wird, stellt jeder von ihnen sich die strenge Redlichkeit als eine Eigenschaft vor, die ihm unnütz, ja sogar schädlich seyn müßte, weil die Unbequemlichkeit allein ihn, der Ruhm aber alle seine Mitbediente mit treffe. —

*) Sully spricht hier von seiner Reform des Finanzwesens. Heinrich der Vierte hatte dieses einem einzigen Mann — einem gewissen Sancy — in die Hände gegeben. Statt dieses einzigen Oberaufsehers führte er ein ganzes Finanz-Collegium von acht Räthen ein mit einem Oberhaupt, aber bloß dem Titel nach, und ohne einigen Einfluß; dieß war der Herzog von Nevers. Diese Art der Finanzverwaltung dauerte mit einigen kleinen Veränderungen eine Weile fort. —

**) Aber wie schwierig ist auch die Wahl eines solchen Mannes? — Freylich ist die Stelle, auf der ein Finanzminister steht, sehr erhaben; aber die mit ihr verbundenen Pflichten sind nicht so bald und immer leicht erfüllt. Ein solcher Mann soll die Rechte des Fürsten behaupten, aber auch das Volk nicht drücken; er soll gerecht, aber nicht hart seyn. Die Linie, welche die Grenzen seiner Pflichten bemerkt,

ist zuweilen unmerklich. — Wie schwer ist schon die Pflicht: Vereinfachung und Vervollkommnung der Abgaben und gleiche Vertheilung zu bewirken! die Finanzverwaltung dahin zu leiten: das Volk zu bereichern! — In die Hände eines solchen Mannes wird die heilige Waage gegeben, abzuwägen das Wohl und Wehe einer Nation. Wehe ihm also, wenn er vergißt, daß auch die werdende Nachwelt auf ihn noch immer zurückblicken wird; wenn er gleichgültig gegen seinen Beruf und seine eigene Größe wird; wenn er über die Bücklinge elender niedriger Speichellecker, die ihn überall als lohnsüchtige Handlanger umgeben, vergißt, seinen Geist auf den großen Gedanken zu richten, welcher das Ziel seiner Bestimmung einhüllt. — Sein Standpunkt giebt ihm die mannigfaltigste Gelegenheit, die gefährlichste Leidenschaft, die des Eigennutzes, zu befriedigen — der Reichthum des Landes liegt in seinen Händen; er darf nur ahnden lassen, wornach sein Herz lüstet, und ein Heer von geschäftigen Dienern wird vor ihn hinstäuben, Opfer für seine Leidenschaften aufzusuchen, um unter seinen Flügeln zugleich auch die ihrigen zu befriedigen. — Der Mann auf diesem Posten soll sich auch nicht durch Vorliebe für gewisse Lieblings-Hypothesen hinreissen lassen, die so leicht zu Systemen versteinert werden können; er soll überhaupt mehr als jeder andere Staatsdiener für die Ewigkeit arbeiten, weil er zum Besten einer moralischen Person arbeitet, die er für unsterblich ansehen muß, und diese ist der Staat. — Schwer bleibt daher die Wahl eines solchen Mannes für jeden Fürsten? —

18.

Von großen Landversammlungen — Landtags- und Stände-Versammlungen — muß man sich einen ganz andern Begriff machen, als der gewöhnliche ist. Die Menschen, von denen man sich einbildet, daß sie einen Geist voll von der Weisheit, der Liebe zum gemeinen Besten, und dem Eifer, welcher die alten Gesetzgeber beseelte, dahin bringen, beschäftigen sich größtentheils nur auf eine lächerliche Art, ihren Aufwand und eine Weichlichkeit zur Schau zu stellen, die minder eingenommenen Augen als den unsrigen, der höchste Grad der Schande zu seyn scheinen würde. — Die Absonderung der verschiedenen Gemeinschaften, aus welchen diese Versammlungen bestehen, die Uneinigkeiten, die einander entgegenstehenden Vortheile, die Begierde, sich zu verdrängen, alle Ränke und die Verwirrungen, welche uns vollends einen richtigen Begriff davon geben, entstehen aus dieser unreinen Quelle sowohl, als die Niederträchtigkeit, mit der daselbst die Beredsamkeit entehrt. — Welch Verhängniß ist doch Schuld daran, daß das Maas der Aufklärung, welches ein Jahrhundert vor dem vorigen voraus erlangt, niemals zum Vortheil der Tugend gereicht, sondern nur das Laster zu verfeinern dient? —

Dieß hindert nicht, daß nicht eine kleine Anzahl gleich tugendhafter und fähiger Personen auf solchen Versammlungen sich einfinden, und daß man sie selbst als solche kennt; diese sollte man freylich ihrer Bescheidenheit wegen heraus zu ziehen suchen: aber man nimmt vielmehr gegen sie eine Vergessenheit und Verachtung an, wodurch mit

ihrer Stimme zugleich auch die des gemeinen Bestens unterdrückt wird. — *)

Eine lange Erfahrung hat auch gelehrt, daß selten die Zusammenberufung der Landesstände eines Reichs das Gute bewirkte, was man davon erwartete. Dazu würde erfordert werden, daß alle und jede Glieder derselben gleiche Erkenntnisse von der guten und wahren Staatskunst besäßen, oder daß wenigstens Unwissenheit und Bosheit vor diesen wenigen Rechtschaffenen und Aufgeklärten schwiegen. Zum Unglück aber kann man unter der Menge auf jeden Weisen eine ungeheure Anzahl Narren rechnen; und Einbildung von sich selbst ist noch dazu die erste Eigenschaft der Narrheit. —

Mehr als sonst irgendwo trifft es hier ein, daß große Tugenden nicht Ehrfurcht und Nacheiferung, sondern nur Haß und Neid erwecken.

Ist überdem noch der Fürst, welcher die Versammlung hält, mächtig und von seiner Gewalt eingenommen, so wird er die Mitglieder der Versammlung bald zum Stillschweigen zu bringen suchen, oder ihre Entwürfe unnütz zu machen wissen. Ist er schwach und kennt die Rechte seines Standes nicht, so wird die Ungezähmtheit hier den kürzesten Weg nehmen, um das Land in all das Unglück zu stürzen, welches immer eine Folge der Herabsetzung der monarchischen Gewalt ist. —

Es würde also durchaus nothwendig seyn, daß sowohl der Souverain als die Unterthanen gleich gut von ihren Rechten und ihren gegenseitigen Verbindungen unterrichtet

wären. — Das erste Gesetz für den Fürsten ist: sie alle zu beobachten. Er selbst hat zwey Oberherren, Gott und das Gesetz. Gerechtigkeit muß auf seinem Throne den Vorsitz haben; Güte, die allein feste Stütze desselben seyn. — Gott ist der wahre Besitzer aller Königreiche; die Könige sind nur die Verwalter derselben: sie müssen daher auch durch ihn ähnliche Eigenschaften und Vollkommenheiten den Völkern und demjenigen darstellen, dessen Platz sie einnehmen. Nie aber werden sie seine Herrschaft nachahmen, wenn sie nicht als Väter herrschen. —

In den erblichen monarchischen Staaten giebt es einen Irrthum, den man auch erblich nennen möchte, den nämlich, daß der Souverain Herr über das Leben und die Güter der Unterthanen sey, und daß er mit den wenigen Worten: „Dieß ist unser Wille," sich der Pflicht überheben könne, die Gründe seines Betragens anzugeben, oder gar nur Gründe zu haben. Wenn dieß wäre, giebt es denn wohl eine größere Unbesonnenheit, als die, sich Menschen verhaßt zu machen, denen man jeden Augenblick sein Leben anvertrauen muß? und ist man diesem Uebel nicht augenblicklich ausgesetzt, wenn man sich mit Gewalt eine Sache einräumen läßt und dabey zu verstehen giebt, daß man sie mißbrauchen werde? —

Was die Unterthanen betrifft, so ist für sie doch unstreitig das erste Gesetz: der Gehorsam. Religion, Vernunft und Natur unterwirft sie demselben. —

Sie sollen ihre Fürsten achten, ehren und fürchten, als die Ebenbilder des höchsten Herrschers, der sich gleich-

sam dadurch ihnen auf Erden hat sichtbar machen wollen, wie er es am Himmel durch die glänzenden Meisterstücke des Lichts ist. Sie sind ihnen diese Empfindungen auch noch aus Dankbarkeit schuldig, für die Ruhe und Güter, die sie unter dem Schirm des Königlichen Namens genießen. — Dem Unglück, einen ehrgeizigen, gewaltthätigen und ungerechten König zu haben, können sie nur ein Gegenmittel entgegen setzen, ihn durch ihre Unterwerfung zu besänftigen, und Gott um Hülfe anzurufen. Alle die gerechten Gründe, welche man zur Widersetzung zu haben glaubt, sind, wenn man sie recht untersucht, nur eben so viel Vorwände zur Untreue, denen spitzfindige Sophisterey einen Anstrich gegeben hat. Nie hat man noch durch ein solches Betragen die Fürsten gebessert, oder den Druck durch Auflagen vermindert. Man hat nur die Uebel, über welche man klagte, durch einen neuen Grad des Elendes vermehrt; darüber darf man nur den niedern Volksstand, und vorzüglich den Landmann befragen. —

Dieß sind die Grundlagen, auf welche man leicht das gegenseitige Glück der Völker und derer, die sie beherrschen, bauen könnte, wenn beyde Theile bey den allgemeinen Landesversammlungen der Nation von diesen Maximen beseelt wären. Aber in dieser Voraussetzung würde die Zusammenberufung der Stände noch unnützer seyn, weil man nur in dem Falle eines Mißverständnisses zwischen dem Haupt und den Gliedern seine Zuflucht dazu nimmt. Man kann hieraus den Schluß ziehen, daß, so sehr die Generalversammlung der Landes-Stände wegen des Gegenstandes, den man ihnen giebt, und der Form, die man dabey beobachtet, ein vergebliches Hülfsmittel sind, man sie doch zur Unterhaltung der Zucht und der guten Sitten mit großem Nutzen veranstalten

könnte. Nur muß der Fürst, alsdenn wirklich das Haupt aller vereinigten Glieder, dabey bloß die Absicht haben, sich im Angesicht des ganzen Staats von denen, die Staatsämter bisher verwaltet haben, Rechenschaft ablegen zu lassen, mit Unterscheidung und Weisheit diejenigen, mit welchen er sie wieder besetzen will, zu wählen; und sie durch seine Reden und durch eine öffentliche Austheilung des Lobes und des Tadels, der Belohnungen und Strafen anzufeuern, sich des allgemeinen Vertrauens würdig zu machen. — **)

*) Auch zu der Zeit, wo der treffliche biedere Sully dieß schrieb, ist der Ausdruck: „Allgemeine Beste“ — schon ein Flick-Wort gewesen, was die Menschen in sorglose Ruhe einwiegt, und sie über den täglichen Druck, den sie fühlen, auf eine gute Weise vorläufig beruhigt. Aber wenn Krieg, Hunger und Durst und andere Heere von Landesübeln, wenn aussaugende Forderungen an den Staats-Bürger unter dieser Firma gemacht werden, wenn Thatsachen gegen die besten Worte von allgemeiner Wohlfarth wirken, was ist dann nicht zu fürchten? — Wir wollen ganz kalt über dieß schöne Wort nachdenken: Kann es wohl ein allgemein Bestes geben? Es ist ein blendendes Phantom; nur höchstens einzelne Menschen, nicht Millionen, kann man glücklich machen, und auch das erstere ist ein seltenes Glück des Weisen. Allgemeines Wohl ist theils an sich selbst schon eine Unmöglichkeit, theils ein durch die Maschinerien der öffentlichen Staatsgewalt unerreichbares Gut. Es giebt kein allgemein Bestes, keine allgemeine Glückseligkeit. Jedes Individuum bildet sich andere Begriffe vom Wohlseyn, von den Gegenständen, Mitteln und Stufen desselben. Viele, und beynahe wohl alle Menschen, schwanken durch ihr ganzes Leben ungewiß zwi-

schen stets wechselnden Glücksidealen. — Soll allgemeines Wohl, in dem Sinne genommen, daß man darunter die Summe des möglichen Privatwohlstandes aller Einzelnen, die Idee des Vereins der individuellen Glückseligkeit Aller denkt, (weil es sonst in dem andern Sinne nur ein gehaltloses Abstraktum und großsprecherisches Phantom bleibt), — Endzweck der bürgerlichen Gesellschaft seyn und bleiben, dann müßte doch auch der allgemeine Wohlstand unter alle Staatsbürger gleich vertheilt seyn; dieß finden wir aber doch nirgend. —

**) Sully liefert hier ein sehr richtiges Bild vom Wesen solcher Stände- und Landesversammlungen, zugleich aber auch ein Ideal, wie und was sie eigentlich seyn sollten, — sie könnten freylich viel Gutes wirken, wenn sie sich auf eine solche Grundlage, wie Sullys Meynung ist, stützten. Ihre Ausführung würde alsdenn dem Regenten ein kräftiges Mittel an die Hand geben, sowohl ohne Mühe und ohne die geringste Aufopferung seiner Gewalt alles Gute zu stiften, dessen die verschiedenen Theile seines Staats fähig sind, als auch seine Unterthanen desselben schon im Voraus vermittelst der Empfindung, die aus der Hoffnung und dem Vertrauen entsteht, genießen zu lassen. Wenn solche Versammlungen überdem noch von einer öffentlichen treuen Bekanntmachung des Zustandes des Finanzwesens begleitet würden, dann könnte sie einen leichten Weg zur unveränderlichen Festsetzung des Kredits öffnen, und dieser Kredit bleibt eine der zuverlässigsten Quellen der politischen Gewalt. —

19.

Bey Heilung der Staatsgebrechen sollte man immer denken, daß man den Staat als einen Körper behandeln muß, bey dem außerordentliche Mittel gegen neue und ungewohnte Krankheiten anzuwenden sind, oder auch wohl das ganze Verfahren geändert werden muß, so wie man größere Fortschritte in der Kenntniß seines Mechanismus macht. — Aber die Gewalt des Vorurtheils ist so groß, daß man immer darauf besteht, die Heilung gegenwärtiger Uebel durch eben die Mittel bewirken zu wollen, deren Unzulänglichkeit schon dadurch bewiesen ist, daß sie dem Uebel weder haben zuvorkommen, noch den Fortgang desselben hemmen können. — Eine unüberlegte Ehrfurcht vor dem Alterthum, eine falsche Vorstellung von den Ursachen, welche durch die Entfernung der Zeit entstehet, ein wenig überdachtes Urtheil über die Vergangenheit, und der Mangel klarerer und richtigerer Blicke in die Zukunft, welchen die Eigenliebe uns einzugestehen hindert; das ist es, wodurch die alten Mißbräuche verewiget werden. —

An den Gesetzen und Gebräuchen, sagt man, muß nichts geändert werden. Ich bin ein großer Anhänger dieses Grundsatzes, nur die Fälle ausgenommen, wo die Nützlichkeit, und noch mehr, die Nothwendigkeit erfordern, daß man davon abgehe. — *)

*) Wir Menschen sind freylich so mancher Gebrechen und Uebel gewohnt, und denken daher: es muß einmal so seyn; dieß allein schon erklärt die Fortdauer so mancher sonst unbegreiflichen Staatsübel, die doch oft so leicht abzuändern wären. Unsere Vorfahren und Väter er-

trugen sie, und wir haben sie auch schon so lange ertragen: so mag es denn auch — da doch überall gegen Verbesserungen Schwierigkeiten aufsteigen — beym Alten bleiben. Dieß ist der gewöhnliche und natürliche Gang der Sache. — Jeder Versuch, bey alten Staatsgebrechen etwas besseres in die Stelle zu setzen, jede Veränderung in dieser Hinsicht, sobald sie überdem noch auf das Interesse einer großen Anzahl Individuen wirkt, macht immer eine starke Sensation. Der gewinnende Theil lobt, der Verlierende klagt und tadelt die getroffenen Maaßregeln. Das Sonderbarste bey der Sache ist, ein jeder glaubt aus jenem wahren, reinen Herzensgefühl, welches er Prtriotismus nennt, zu sprechen und führt bloß die Sprache des Eigennutzes. —

Es ist nicht zu vermeiden; in der physischen, wie in der moralischen Welt setzt sich Staub und Gewohnheit an. Gebrechen und Mißbräuche sind von Verfassungen unzertrennlich. Der Grund liegt in dem natürlichen Streit der Individualität mit der Abstraktion. Jene strebt dahin, ihre Kraft nach Willkühr zu äußern; diese schreibt der Kraft Aeußerungsregeln vor. Jede Verfassung ist Abstraktion. Die Individuen sträuben sich, umgehen die Regel, folgen nur gar zu gern der Richtung ihrer Lieblingsbegriffe und Neigungen, daher entstehen Gebrechen und Mißbräuche — und diese müssen freylich geheilt und entfernt werden. Nur hüte man sich dabey vor der in unserm Zeitalter schon so oft mißverstandenen nachtheiligen Reformirsucht, die, statt die Maschine vom Rost zu reinigen, sie ganz zerstört; wobey der Reformator entweder die Rolle eines Enthusiasten oder Heuchlers spielt, der sich gemeinhin mit dem Pathos der Beredsamkeit, mit der Terminologie des Patrioten ausschmückt, dabey aber die öffentliche Sache mißhandelt. —

Wenn unser Sully hier von Abschaffung alter Gesetze spricht, in sofern es die Nothwendigkeit und der Drang der Zeitumstände nothwendig macht, so muß man ihm wohl allerdings beystimmen. Gesetze müssen durchaus vom Geist der Zeit berichtiget werden. Gesetze müssen überhaupt schon überall in ihrer Ausübung modificirt werden. Es geht ihnen so wie den Kleidern, die durch das Tragen die Gestalt des Körpers und die Form seiner Bewegungen annehmen. Hier kann ein altes Gesetz ganz absolut, da ein neues ganz unanwendbar seyn; da ist ein anderes nur zur Hälfte lebendig, manches ganz todte bleibt im Gesetzbuch stehen. Die Kenntniß dieser mannigfaltigen Modifikazionen bleibt daher auch immer der wichtigste Theil der Gesetzgebungskunde.

Bey Berichtigung alter Gesetze wähle man doch aber auch jederzeit zur unzertrennlichen Freundin die graue Erfahrung. — Es bleibt immer schwer, einen ganz vollständigen Beweis für die Entbehrlichkeit aller alten Gesetze zu führen. Dazu wäre vorerst eine genaue Untersuchung nöthig, um über die Gültigkeit sowohl, als die Brauchbarkeit zwischen denen für gewisse Fälle vorhandenen alten und neuen Gesetzen zu entscheiden. Gesetze sind keine Kunstprodukte. Ihr Werth ist nicht der wechselnden Mode unterjocht. Ihr Daseyn danken sie dem Drange der Umstände und der schaffenden Vernunft. Ihr Alterthum ist daher noch kein Grund für ihre Ungültigkeit. Sie sind nur alt der Zeit nach, aber was den Stoff betrifft, so lange neu, als die Verhältnisse und Umstände in Rücksicht der Denkart der Nation, ihrer Einrichtung, Lebensart, ihres Klimas und ihrer Umgebungen, die sie herbeygeführt haben, noch unveränderlich sind. — Die neuen Theorien sind überhaupt nur die Systeme einzelner Individuen; die alten Maximen der Geist der

Jahrhunderte. — Alle Gesetze, Einrichtungen ganz und auf einmal aufheben, vernichten, heißt daher öfters nichts anderes, als die noch bestehenden Verhältnisse zerstören, auf welche sie gebaut sind, und neue Gesetze geben, der Natur in der Bildung einer Nation Gewalt anthun. Die Gesetzgebung kann daher wohl immer rasch einherschreiten, aber fest sey dabey ihr Schritt und auch gerecht, d. h., sie wisse, ehe sie alte Gesetze, Gebräuche, Gewohnheiten, Einrichtungen vernichtet, ihre Mangelhaftigkeit und Entbehrlichkeit nicht bloß in beschriebenen Edikt- und Reskriptbogen, im Pathos darzustellen, sondern auch weisere, gerechtere und haltbare Gesetze dafür aufzustellen. —

20.

Man kann versichert seyn, daß die Finanzen eines Staats in gute Hände gefallen sind, wenn der, der sie verwaltet, gesunde Beurtheilungskraft mit viel Arbeitsamkeit, Thätigkeit und Genauigkeit und noch mehr Rechtschaffenheit verbindet. — *) Man ist deshalb dabey noch nicht darüber erhaben, Fehler, selbst wichtige Fehler zu begehen.

Der Mann, der an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt wird, muß ganz ohne Leidenschaft seyn. Aber es hieße ihn zu gar nichts machen, wenn man ihm eine unmögliche oder bloß idealische Existenz gebe. Wir wollen also nur von ihm verlangen, daß er die ganze Niedrigkeit des Hochmuths, die ganze Thorheit des Ehrgeitzes, und die ganze Schwachheit des Hasses und der Rachsucht kenne. —

Weil ich mich hier auf weiter nichts einlassen will, als was einen solchen Mann geradezu und allein angeht, so rede ich nicht davon, wie niedrig es ist, irgend Jemand thätlich oder nur mit Worten zu mißhandeln und den Unterbedienten die Befehle nicht anders zu geben, als im Zorn oder übler Laune und mit Fluchen begleitet. Der Finanz-Minister lebt für das Allgemeine; er muß freundlich seyn und für Jedermann zugänglich, außer für die nicht, die ihn zu bestechen suchen. — **) Nie muß er den Grundsatz aus den Augen verlieren, der einer der wichtigsten im Innern der Staatsverwaltung ist, daß ein großes Land nach allgemeinen Regeln beherrscht werden muß, und daß die Ausnahmen allein Klage und Unzufriedenheit hervorbringen. — Die Kenntniß des Ranges und Unterschiedes der Stände ist diesem Grundsatze gar nicht entgegen; sie ist einem Minister wesentlich nothwendig, damit er sowohl in seinen Behandlungen die verschiedenen Verhältnisse beobachte, welche die Höflichkeit unter den Ständen festgesetzet hat, als damit er sich auch vor dem Irrthum hüte, daß sein Reichthum und sein Kredit ihn über alle andere erhebe.

Die Neigung zum andern Geschlecht ist eine Quelle von Schwachheiten und Ungerechtigkeiten, welche den Finanz-Minister ohne Zweifel über die Grenzen seiner Pflicht hinausreissen müssen. — Die Leidenschaft für das hohe Spiel wird ihn Versuchungen aussetzen, die für einen Mann, der das Geld des Staats in Händen hat, noch tausendmahl schwerer zu überwinden sind. Damit er nicht in diese Fehler verfalle, sehe ich mich genöthiget, ihm vorzuschreiben, daß er weder Karten noch Würfel kennen soll. —

Alles, was zur Wollust und Eitelkeit führt, erregt gewöhnlich einen Ekel vor der Arbeit. Der Staatsmann muß daher auch in der Mäßigkeit ein Mittel gegen den Aufwand und die zu große Lüsternheit der Tafel suchen, die nur dazu dienen, Geist und Körper zu entnerven. — Trunkenheit ist überdem ein Laster, das kein ehrbarer Mann kennt. Eben so wohl muß ein arbeitsamer Mann hochgewürzter Speisen und Getränke sich enthalten. Er muß sich zu jeder Stunde, es sey, wenn es wolle, sein Kabinet nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm machen; er kann sich daher nicht genug hüten, seinen Kopf nicht mit Bällen, Maskeraden und andern Lustbarkeiten zu füllen. Alle diese Kleinigkeiten haben so etwas an sich, welches das Herz eines Philosophen, und selbst eines Menschenfeindes, weichlich machen kann.

Ich sage eben das von der Jagd, von Equipagen, einer zahlreichen Livree, prächtigem Aufputz der Zimmer, von Gebäuden und allen andern Erfindungen des Luxus. Der Geschmack, den man für eine dieser Sachen hat, artet bald in eine Sucht aus, deren geringste Wirkung Zeitverlust ist. Verschwendung, Untergang und Schande sind die gewöhnlichen Folgen davon. Nur der Mann, der sich nicht mit sich selbst unterhalten und für sich leben kann, mag den ganzen Tag den Kopf bloß von Säulen, Gallerien und Vergoldungen voll haben und zeitlebens hinter Statüen, Antiken und Medaillen herrennen. Seyd mit einem mittelmäßigen Gemälde zufrieden, der feine Geschmack mit großen Kosten und einer eben so großen Geistesunruhe, Originale und andere seltene Stücke zu sammeln, ist bloß Vorurtheil. —

Bey allen diesen Grundsätzen bin ich jedoch weit entfernt, einem Staatsmann alle Rückkehr zu sich selbst, und alle Arten des Vergnügens versagen zu wollen. Er soll sich Freuden machen und auch für sein eigenes Vermögen sorgen: aber nur geschehe das eine, ohne daß er sich zu sehr zerstreue, und das andere, ohne daß er sich beschimpfe und herabsetze. Es ist einer der Vorurtheile des Geistes, der Ordnung und Mäßigung, daß wer ihn besitzt, wenn er nur lange genug lebt, sich unvermerkt im Ueberfluß befinden wird. Das Glück machen, welches ein so verhaßter Ausdruck geworden, weil es gewöhnlich nur Ungerechtigkeit, Druck und Grausamkeit in den Bedingungen, oder niederträchtige Kunstgriffe, unwürdige Schmeicheleyen, knechtische Wegwerfung, oder gar Betrug und Verrath bey Hofe andeutet, wird eine bloß natürliche Folge, selbst eine Tugend, wenn man darin bloß den Preis der Arbeit und die rechtmäßige Belohnung guter Handlungen sieht. Um jeden Irrthum zu vermeiden, setze ich aber hinzu, man muß sie darin so klar und deutlich sehen, daß sie von selbst in die Augen fallen, und unsre größten Feinde zwingen, dieß einzugestehen. —

Zu dem Ende sollte man es zum Gesetze machen, daß, wer die Verwaltung der Finanzen, oder irgend eines andern Zweiges der Regierung und Staatsverwaltung übernimmt, eine Art öffentlichen Geständnisses ablegen und von Zeit zu Zeit wiederholen müßte. Er sollte nämlich bey der Antretung seines Amtes gleich einen genauen und umständlichen Aufsatz seines gegenwärtigen Vermögens, und wenn er seine Stelle verließe, einen ähnlichen öffentlich vorlegen, damit die Veränderung

seiner Umstände andern eben so gut bekannt würde, als ihm selbst. — ***)

*) Sully liefert hier einen trefflichen Minister-Spiegel. — Die Vereinigung von Einbildungskraft, Verstand und Witz, wenn jede von diesen Fähigkeiten in dem gehörigen Grade vorhanden ist, bringt überhaupt in öffentlichen Geschäften der Staatsverwaltung weiter, als tiefe Gelehrsamkeit und ein hoher Grad spekulativen Scharfsinns. Zur Verwaltung eines Staats wird mehr eine Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, und nicht sowohl die Ergründung der ersten Prinzipien erfordert. Die Gewandheit des Geistes, welche einem Minister nöthig ist, um von einem Gegenstande zum andern mit Leichtigkeit über zu gehen, wird immer leiden, wenn sich dieser Geist auch noch anhaltend mit tiefsinnigen Untersuchungen beschäftigen soll. — Fehlt einem Finanzminister bey seinen Geschäften Genauigkeit und Ordnung, so wird er bey all seiner übrigen Thätigkeit und Arbeitsamkeit gewiß nichts aufs Reine bringen; er wird in eine Menge von Verlegenheiten gerathen, und alles in einer Verwirrung im Schwanken und einer ewigen Unentschiedenheit lassen, die ihn am Ende zu Boden drücken muß. — Soll der Finanz-Minister der Segen eines Staats und des Volks seyn, dann muß er auch ein durchweg rechtschaffner und gewissenhafter Mann seyn; gefühlvoll für jedes verdiente Lob, fühllos gegen jeden ungerechten Tadel, ein Fels gegen die Zunft der Schelme. Sein Wort und Name muß als Wechselbrief gelten; Wahrheit muß ihm Hauptsache bleiben, um Worte und Namen muß es ihm nie zu thun seyn. Ist er ungerecht, so ist er ein Ball in der Betrüger Hand; die redlichen Menschen fliehen ihn alsdenn. Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe sind überhaupt die wesentlichsten Ingredienzien und der Mittelpunkt, auf

dem sich alle Anstalten und Vorschläge eines solchen Mannes konzentriren müssen; Gerechtigkeit muß er bis ins kleinste um sich her verbreiten, keinem Unrecht geschehen lassen, und schwer ohne Rücksichten ahnden, wenn es geschehen ist. —

**) Die Kunst, den Zwang der Pflicht durch Freundlichkeit zu bestechen, sollte jeder Minister fleißig studieren. — Versteht er diese, so wird er sich gewiß hüten, nicht immer ins Gewand eines störrischen Ernstes sich zu hüllen und im tobenden Tone zu befehlen, wodurch seine Anordnungen gewiß immer Unwillen, selten aber den frohen Eifer des beleidigten Empfängers erregen. Ein jeder Minister ist daher zu beklagen, der im zuversichtlichen Gefühle seiner im Grunde doch nur precairen Würde blos die kalte Achtung genießt, die ihm nur diese, so lange er sie besitzt, verschaffen kann; er wird immer ein schätzbares Gut vermissen, und doch früh oder spät erfahren, welch ein schwacher Damm jene konventionelle Achtung ist, denn durch eingewurzelte Abneigung seiner untergeordneten Staatsdiener wird sich ihm alles bey jeder Gelegenheit entgegen drängen. —

***) Sully befolgte diesen Grundsatz sehr treu. Er legte dem Publiko von allen Vermehrungen seines Eigenthums und seiner persönlichen Würden, wo sie ihm zu Theil wurden, genaue Rechenschaft ab. Er äußert sich darüber auf eine seiner Denkart würdige Weise und sagt: „ich weiß wohl, daß mancher sich eines solchen Geständnisses schämen würde, aber es ist nur eine Sache, über die man erröthen muß; d. i. die Schande schlecht erworbener und zweifelhaft rechtmäßiger Güter. Mir kann man weder Erpressungen, noch Confiskationen, noch zweydeutige Vortheile vorwerfen. Alles, was ich zu meinem eige-

nen ersten Kapital hinzugethan habe, sind bloße Wohlthaten des Königs; ich kann sagen: daß ich alles nur einem Gott und einem Herrn schuldig bin." —

In seinem Hause lebte Sully äußerst frugal; seinen Glanz, seine Ehre und sein Vergnügen suchte dieser Minister am wenigsten im Genuß schwelgerischer Tafelfreuden; er floh alle jene leidenschaftlichen Ausschweifungen, welche die Seelenkräfte schwächen, den Körper weichlich machen, und gewöhnlich Ekel gegen ernsthaftere Geschäfte nach sich ziehen. — „Meine Tafel," sagte Sully, „war gewöhnlich nur für zehn Personen gedeckt, weil sie aber mit einer Mäßigkeit bedient wurde, welche den Herren des Hofes, besonders den lüsternen, die sich immer damit sehr ernsthaft beschäftigen, die Kochkunst zu verfeinern, hätte mißfallen können, so lud ich selten Jemand dazu ein. Die meiste Zeit waren diese Stellen durch meine Gemahlin, meine Kinder und etwa einen Freund, der mit mir vorlieb nehmen wollte, ausgefüllt. Man hat mich oft bewegen wollen, darin eine Aenderung zu machen. Ich antwortete aber auf alle diese Vorwürfe mit den Worten eines Alten: „Sind die Gäste weise, so ist genug für sie da, sind sie es nicht, so entbehre ich gerne ihrer Gesellschaft." — Die gewöhnlichen Umgebungen hoher Staatsbeamten taugen überhaupt selten viel; davon mag Sully auch wohl überzeugt gewesen seyn. Es geht ihnen wie schönen Weibern, sie dulden oft Menschen um sich ohne zu ahnen, welchen unwiederbringlichen Schaden diese Duldung in der öffentlichen Meynung erzeugt. Zufrieden, daß ihnen diese armselige Wesen den Hof machen, sich für ihre Launen demüthigen, und nur ihrem Willen zu huldigen scheinen, lassen ihnen die Mächtigen auch mitunter freyes Spiel, bey welchem aber zuletzt beyder Ruhe und guter Ruf ganz zu

Grunde gehet. — Ob Sully die Gelehrten der Kateder seiner Zeit zu seinen Umgebungen und Umgange mit gewählt, läßt sich bezweifeln, wenigstens findet man nichts davon in seinen Geständnissen. Einem solchen Systematiker, wie Sully war, der immer gern sogleich die Praxis umfaßte, müssen Worte, die zu keinen Sachen führen, für nichts gegolten haben. Er wird gewiß auch des Glaubens gewesen seyn: daß das sublimste Emporklimmen und Haarspalten der rein spekulativen Philosophie am Ende nichts anders liefert, als ein Maximum von Ausdruck, und ein Minimum von Geist, wodurch weder Kopf noch Herz praktischer Menschen — vorzüglich hoher Staatsbeamten — befriediget wird, denn diesen ist es immer mehr um den Geist als den Ausdruck zu thun. —

21.

Einem Könige fehlt es nie an guten Dienern: aber der König fehlt oft den guten Dienern. — Die große Schwierigkeit wird immer seyn, einen Fürsten zu finden, der in dem Mann, der seine Geschäfte verwaltet, nicht auch den Diener seiner Laune und seiner Leidenschaft suche, der mit eben so viel Weisheit als Scharfsinn es über sich nehme, zu den ersten Aemtern nur Männer zu rufen, die Rechtschaffenheit, Vernunft und Fähigkeiten im gleichen Grade besitzen, und der endlich selbst voller Talente nicht die Schwachheit habe, andere darum zu beneiden. Diese Eifersucht des Verdienstes bey einem großen Herrn, welche jedoch voraussetzt, daß er selbst nicht davon entblößt ist, thut in gewissem Verstande einem Staat mehr Schaden,

als

als sein Haß gegen manche Laster Vortheil stiften kann. — *)

*) In dieser Lage war Sully nicht, er hatte mit einem Fürsten zu thun, von dem er selbst sagt: „Es wäre undankbar, wenn ich es verschweigen sollte, was ich dem König bey meiner Finanzverwaltung schuldig bin. Nicht genug, daß er mich standhaft in allen meinen Unternehmungen unterstützte, er kam sogar meinen Wünschen zuvor, tröstete mich mit Güte, wenn mich Widerwärtigkeiten hinderten, wobey er mir gewöhnlich sich selbst zum Beyspiel anführte. Ohne ihn würde ich vergebens das schwere Werk der Finanzreform unternommen haben. Ein großer Theil meiner Ideen stammet von ihm her, und ich habe verschiedene Aufsätze über Gegenstände, die uns beyde gleichmäßig beschäftigten, und die er, so lang sie auch sind, eigenhändig geschrieben hatte, als einen kostbaren Schatz aufgehoben. Ich gestehe es gern und aufrichtig, daß der größte Theil des Lobes, den die Staatsverwaltung unter Heinrich dem Großen verdient hat, ihm selbst mit Recht gebühret." —

Man kann wohl einwenden, daß ein solcher treuer Minister und Vertrauter, als Sully war, auch wohl nicht so leicht zu finden seyn wird. Sollte dieser Glaube richtig seyn: so kann nur die einzige Ursache die seyn: daß man ihn nicht sucht. — Sey jeder Fürst nur ein Heinrich IV., der Offenheit, Freymüthigkeit und Wahrheit fordert und schätzt, so wird sehr wahrscheinlich auch immer ein treuer, edler und ehrwürdiger Sully da seyn, von dem er ohne Erröthen sich, wo er irrt, darf zu rechte weisen, und wo er strauchelt, unter die Arme greifen lassen.

Wie viel Heinrich von seinem Sully hören konnte, und wie hoch er die Freimüthigkeit dieses vortrefflichen Dieners schätzte, davon überliefert er uns in

seinen Denkwürdigkeiten eben so angenehme als überzeugende Beweise. Heinrich wurde bisweilen sehr empfindlich, auch wohl zornig, aber das Ende dieses Zorns war, daß seine Freundschaft und sein Zutrauen wuchsen. „Es giebt der Narren, sagte einmal Heinrich, die sich einbilden, wenn ich mit Sully gespannt bin, daß das lange dauern soll: aber sobald ich erwäge, daß er mir nie Einwendungen macht und nie mir entgegen ist, als zu meinem eigenen Besten, und um meiner eigenen Ehre willen; so gewinn ich ihn immer lieber und lieber, und werde denn gleich ganz ungeduldig, es ihm zu sagen.“ —

Dieser Fürst hatte den Grundsatz gefaßt: daß Könige nur zu befehlen haben, so lange Recht und Billigkeit und das Interesse des Volks auf ihrer Seite sind, daß, sobald diesem zu nahe getreten wird, der Minister das Recht hat, sie zurecht zu weisen, freymüthig und ohne Schonung zu sprechen, und wenn alles dieß nichts hilft, abzudanken. — Dahin kam es aber zwischen Heinrich und Sully nicht. Das Entlassen eines Ministers ist leicht, das wußte auch dieser Fürst; er war aber auch eben so sehr von den nachtheiligen Folgen überzeugt. Das Entlassen und Wechseln der Minister ist dem Geiste der standhaften Befolgung von einerley Grundsätzen geradezu entgegen, den, in den Finanzoperationen der Staaten anzunehmen, so wesentlich ist. Hierin hat schon oft der Grund der schrecklichsten Unordnungen im Finanzwesen der Staaten gelegen. Ehrgeitz und Widerspruchsgeist erzeugen bey jedem Minister-Wechsel gefährliche Veränderungen. Die neuen Minister mehr eifersüchtig auf die Ehre, zu erfinden, als begierig nach dem Verdienste, zu nützen, haben allemal den Grundsatz gehabt, sich eine neue glänzende Bahn zu öffnen und die Fußtapfen ihrer Vorgänger zu vermeiden. Unübersehbare Ver-

wirrung, wobey der Staatskredit in Ungewißheit geräth, ist die Folge davon. —

22.

Ich arbeite zu gleicher Zeit für die Gegenwart und für die Zukunft, und suche es so zu machen, daß die Ordnung, welche ich in der Einrichtung aller Theile der Staatsverwaltung einführe, auch in der Folge nicht umgestoßen werden könne. — *) Ich beschäftige mich mit den Mitteln, den König zu bereichern, ohne seine Unterthanen arm zu machen, seine Schulden zu tilgen, seine Gebäude auszubessern, mit der Kunst, Städte zu befestigen, noch mehr, als der Kunst des Angriffes, um die Vertheidigung derselben zu vervollkommnen, und Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen anzuschaffen. Ich sinne nach über die beste Art, die öffentlichen Arbeiten, an Straßen, Brücken, Dämmen und anderen Werken, welche einem Fürsten nicht weniger Ehre machen, als die Pracht seiner Schlösser, und dabey von einem allgemeinen Nutzen sind, herzustellen oder wieder anzufangen. Ich mache deswegen den Anfang damit, daß ich nachforsche, wozu die Gelder, welche zu diesem Behuf den Städten und Gemeinheiten verwilliget sind, angewendet werden, oder vielmehr welches Betrugs man sich bey der Verwendung dieser Summen schuldig gemacht hat. — Der Einfall, zu jedem Fach der Finanzen allgemeine Anschläge zu machen, welche die Gestalt derselben auf eine deutliche und einförmige Art vorschreiben, hat mir daher immer so glücklich und geschickt, um sie mit der

größten Genauigkeit zu führen, geschienen, daß ich diese Methode auf alles, wobey sie sich anbringen ließ, ausdehnte. —

*) Dieß bleibt wohl freylich das größte Problem für einen Finanzminister; vermag er dieß nicht zu lösen, so wird bey all seinen Operationen keine Gewißheit, keine Dauer, es wird ein beständiges Schwanken in allen Zweigen der Verwaltung herrschen. — Wenn er nur bloß für den gegenwärtigen Augenblick, und nicht zugleich auch für die Zukunft arbeitet, so entsteht kein dauernder Wohlstand — sein Gebäude bleibt auf dem Sande stehen, ist daher aber auch den kleinsten Unfällen, die sich ereignen können, ausgesetzt. Sullys Sache war es nicht bloß, das öffentliche Einkommen über die öffentliche Ausgaben zu erhöhen, Ausgaben zu vermindern, kleinliche Ersparnisse zu machen und dem Volke neue und lästige Steuern aufzulegen. Dieß sind mechanische Operationen, die auch der mittelmäßigste Kopf ohne Finanzminister zu seyn treffen kann. — Sully gehörte nicht zu den alltäglichen Finanzmiethlingen, die nur gar zu oft ein ungebührlich enges Gewissen haben, einen Aderlaß am Fuß oder Arm widerrathen, während sie mit eigener Hand scalpiren. Dieser bewunderungswürdige seltne Mann betrachtete die Finanzen von der wichtigen Seite, die wir jetzt nur gar zu oft übersehen, daß sie das für den Staatskörper sind, was der Blutumlauf für den thierischen ist. Durchdrungen war er von der Wahrheit: daß auf die Finanzverwaltung sich alle Theile der Regierung beziehen, sich alle an diese reihen, und sie in ihrer Sorgfalt das mannigfaltigste Interesse des Volks umschlingen muß. — Nur durch eine weise Verwaltung der Finanzen, durch eine genaue Abmessung, eine verständige Anlage, Anwendung der Abgaben kann es dahin

gebracht werden, daß sie die Betriebsamkeit begleiten und Fleiß sich mit Wohlseyn paart; nur durch eine weise Vertheilung der Abgaben erreicht der Tribut des des Bürgers seine Bestimmung, und kommt ihm durch Vermehrung der Ordnung, der Sicherheit, Ruhe und Zufriedenheit wieder zu gute. —

Uebernahm je ein Minister die Administration eines großen Staats, dessen Finanzen durchaus erschöpft und zerrüttet waren, so war es Sully. Der Grund dieser Zerrüttung lag in der Schwäche der vorigen Könige und in der Raubgier, in den Schleichwegen ihrer ersten Staatsdiener, auf welchen diese die Staatseinkünfte verschleppten. Wir wissen, daß Sully durch seine weise Maaßregeln, durch die strengste Ordnung, durch eine unermüdete Thätigkeit, durch eigene und die gewissenhafteste Untersuchungen es dahin brachte, die wachsenden Staatsbedürfnisse zu befriedigen, dreyhundert funfzig Millionen Staatsschulden abzutragen, vierzig Millionen in den Schatz zu legen und dem Volke auch noch jährlich zwanzig Millionen Steuern zu erlassen. — Die Grundlage, worauf dieser seltne Mann die Reform der Finanzverwaltung bauete, war das Prinzip: den Nationalreichthum zu vergrößern, und dann die Einkünfte des Staats zu erhöhen; zuerst das Volk in einen immer steigenden Grad des Wohlstandes zu versetzen und nachher das erforderliche größere Staatseinkommen aus dem vorhandenen größern reinen Nationaleinkommen zu schöpfen. Er befriedigte sich auch nicht bey dem armseligen kleinlichen Geschäfte unserer alltäglichen Finanziers, bloß auf Mittel zu denken, den Bedürfnissen des Augenblicks abzuhelfen, die Kassen des Fürsten auf Kosten des Staats zu füllen und dergestalt das allerhöchste Interesse zu befördern, das aber immer ein Hirngespinste bleibt, wenn es dem Interesse der Nation entgegen wirkt — Die-

ser Finanzminister belehrt uns auch: daß erschöpfte Finanzen nicht durch gewaltsame Operationen, durch jählinge, rasche Bewegungen und übereilte Vorkehrungen wieder hergestellt werden können. Es bleibt eine gar schwere Kur, wobey viel zu überlegen ist und viel berechnet werden muß. Nur Zeit und Vorsicht können ein glückliches Resultat geben. Uebereilung ist hier wie überall mißlich und äußerst gefährlich. Auch die Begierde, Gutes zu stiften, muß gemäßiget werden. Nur durch Geduld bringt es der Landmann dahin, wüste, unfruchtbare Felder Fruchttragend zu machen. Der weise Finanzier muß diesen Weg auch verfolgen, er muß nicht von den Gesetzen der Natur weichen, die langsam in ihren Wirkungen ist. —

23.

„Bey dem Münzwesen sind auf meine Vorstellungen eine Menge Mißbräuche verbessert worden; sie waren die vorzüglichste Ursache der Abnahme des Handels. Der schändlichste war die Freyheit, Gelder zu acht, sogar zu zehn Prozent auszuleihen; ein Gesetz, welches für den Adel und das Volk gleich nachtheilig ist. Für den erstern, weil da jede Art des Handels ihm — in Frankreich — untersagt ist, sein ganzer Reichthum in liegenden Gründen besteht, und für das letztere, weil es in seiner Trägheit, die ihm eben so viel, als betriebsamer Fleiß einbringt, zufrieden, eine ungeheure Menge Geldes für den Staat ungenutzt liegen läßt, welche es sonst auf eine fruchtbare Art für denselben würde wuchern lassen. Die Zinsen von acht

Prozent wurden verboten, und sechs Prozent dagegen festgesetzt. — *)

*) Auch in diese wichtige Parthie der Staatswirthschaft war schon Sully mit philosophischem Blicke eingedrungen, und faßte den Grundsatz: daß ein niedriger Zinsfuß eine der mächtigen Triebfedern aller nützlichen Unternehmungen ist, welche die Betriebsamkeit des Landmanns und die Industrie des Kaufmanns und Manufakturisten befördert. — Er gieng auch von der Ansicht aus, daß die Geldausleiher bloß unthätige Eigenthümer sind; dagegen diejenigen, welche Geld aufnehmen, einen Zweck haben, wovon der Staat einigermaßen Nutzen haben kann. Jede Regierung muß bey Bestimmung des Zinsfußes zum Vortheil der letztern entscheiden. Die mannigfaltigen Beziehungen, welche den Grad des Zinsfußes bestimmen, sind freylich oft mächtiger, als der Wille der Regierung. Gebieterische Gesetze werden ihn dahero auch nie sogleich regulieren. Eben so wenig darf man aber auch die Sache den schwankenden Resultaten der verschiedenen Zeitverhältnisse und Verbindungen überlassen. — Eine sehr nöthige und weise Vorsichtsmaßregel bleibts daher immer, gesetzmäßige Zinsen für alle Anleihen gegen Verpfändung der Güter und für alle öffentliche Kontrakte zu bestimmen. Sie werden dem verderblichen Wuchergeiste, der sein Wesen meistens in Geheim treibt, doch einigermaßen Einhalt thun und der Zirkulation auf keine Weise nachtheilig werden. Der Industrie kann man nie zu Hülfe kommen, wenn man die ausschweifenden Forderungen der Geldausleiher begünstiget. Könnte man sich den möglichen Fall denken, daß lauter rechtliche Kapitalisten als Ausleiher auftreten, dann dürfte man freylich glauben, ein uneingeschränkter Zinsfuß wäre die beste und klügste Maaßregel; das Monopol der Wucherer würde dadurch von

selbst vernichtet werden. Sieht man indessen auf die Lage der Dinge, auf die gewöhnliche Handlungsweise der Menschen und die Wirkungen des Interesse zurück, dann läßt sich die Existenz jener rechtlichen Kapitalisten wohl schwerlich denken. — Staaten können Jahrhunderte zubringen, ohne merkliche Fortschritte in ihrem Wohlstande zu machen, auch ohne zu wissen, wo der Grund liegt. So hat die irrige Vorstellung, daß hoher Zinsfuß und niedriger Arbeitslohn karakteristische Zeichen des steigenden Nationalwohlstandes wären, schon manche Staatsverwaltung verblendet. Sully durchsah schon zu seiner Zeit den Irrthum. Es wurde ihm gleich sichtbar, daß kein Volk bey sehr niedrigem Arbeitslohn eines großen Wohlstandes genießen kann; es widerspricht aber auch der gesunden Vernunft, den Wohlstand des Volks unter der Bedingung emporheben zu wollen, daß drey Viertheile derselben äußerst kümmerlich leben, armselig bekleidet seyn und schlecht wohnen müssen. Der Mensch soll und muß doch arbeiten; diese Bestimmung und Nothwendigkeit liegt tief in seiner Seele, und er fühlt sie in jedem Augenblick; aber wenn er sie fühlt, so regt sich auch zugleich der natürliche Wunsch, von seiner Arbeit leben zu können. Muß also nicht der Lohn der Arbeit wenigstens hinreichend seyn, dem Menschen seinen Unterhalt zu sichern? — Wir müssen sogar annehmen, daß dieses auch noch etwas mehr betragen muß, wenn der arbeitende Mensch mit seiner Familie leben soll. Der kärgliche Unterhalt der arbeitenden Volksklasse im Staate ist immer ein natürliches Simptom des Rückgangs und baldigen Stillstandes seines Wohlseyns. Man hat freylich immer den Glauben gehabt, ein gar zu reichlicher Unterhalt erschlaffe des Menschen Fleiß, ein sparsamer strenge ihn an. Bey Einzelnen konn er dahin wirken; daß aber überhaupt der Mensch besser und lieber arbeitet, wenn er sich gut

nähren kann, weniger kraft- und muthlos wird, als wenn er darben muß, das ist auch wohl sehr natürlich. —

24.

Alle europäischen Münzen hatten bisher in Frankreich gegolten: man brauchte sie ohne Unterschied mit dem vom Könige ausgemünzten Gelde. Es wurde dahero verboten, sich fremden Geldes im Handel zu bedienen. Das Spanische war allein ausgenommen, weil die plötzliche Ausschließung desselben auf einmal eine gar zu große Lücke würde gemacht haben. — *) Noch nöthiger war es aber, der Waaren unserer Nachbarn entbehren zu lernen, als ihrer Münzen. Frankreich war ganz voll von ihren Manufaktur-Waaren, und es ist unbeschreiblich, welchen Schaden uns die ausländischen Zeuge, besonders die reichen verursachten. Die Einfuhr der letztern und aller andern wurde daher bey großer Strafe verboten, und da im Lande nicht so viel kostbare Zeuge gemacht werden konnten, als man brauchte, so ergriff man das wahre und beste Mittel: man trug sie nicht. Der Gebrauch aller Arten von reichen Stoffen wurde abgeschafft. — **)

*) Dieses Verbot hatte nicht die günstige Wirkung, auf welche Sully rechnete, es hatte nachtheilige Folgen für den Handel; er gesteht es auch selbst anderswo in seinen freymüthigen Aeußerungen, und sah sich genöthiget, zu andern Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen. — Aber das Recht des Menschen, seine Meynung laut werden zu lassen, kann ja ohne das Recht

zu irren nicht bestehen. So lange der Mensch nicht untrüglich ist, wird seine Meynung ewig mit Irrthum vermischt bleiben, er sey so weise und denke so rechtschaffen, wie er wolle: und wo ist der untrügliche Richter, der über Irrthum zu klagen berechtiget wäre? — Die Neigung und Bereitwilligkeit, einen Irrthum zu bekennen und zu erkennen, ihn auch wieder gut zu machen, ist jederzeit die größte Weisheit und ein weit erhabener Zug des Charakters eines großen Mannes, als die immer nur geheischte Fähigkeit, nicht irren zu können. Und wo giebts wohl mehr Veranlassung zum Irren, als im Gebiete der Staatswirthschaft? — Wo man immer zwischen fortwährenden Abwechselungen schwankt, und bey den geringsten Ereignissen in einer beständigen Ebbe und Fluth vom Steigen und Fallen sich befindet. —

**) Sully suchte auf alle mögliche Art und mit größter Kraft dem schädlichen Luxus Schranken zu setzen, der die Erzeugnisse des Auslandes zum unentbehrlichen Bedürfniß macht. Sein König unterstützte ihn auch hier nicht allein durch Sanctionirung der Gesetze, die Sully entwarf, sondern auch durch sein eigenes Beyspiel. Das Beyspiel bleibt immer der große Lehrer; sein Reiz zieht unvermerkt, seine Macht ist unwiderstehlich. Das Gesetz des Fürsten ohne Beyspiel bleibt ein todter Buchstabe. — Heinrich schränkte durch sein Beyspiel allen überflüssigen Kleiderstaat ein. Gewöhnlich gieng er in graues Tuch gekleidet mit einem Oberkleide von Atlas ohne alle Stickerey. Wer sich auf diese Art kleidete, den lobte er, und hielt sich über die andern auf, die, wie er sich auszudrücken pflegte, ihre Mühlen und ihr Holz auf den Rücken trugen. — Sollten wir Deutsche nicht auch jetzt zu unserer Zeit, wir, die wir so gewaltig über den ein-

reissenden Luxus, besonders in den untern Volksklassen, schreyen, diesem Beyspiele folgen? Warum schränken wir nicht eben so den Gebrauch der Kunsterzeugnisse des Auslandes ein? — Auffallend bleibt es doch wahrlich, wenn wir uns über das Nichtgedeihen und Verarmen unserer einheimischen Fabrikanten und Sinken der Manufakturen wundern. An wem liegt denn die Schuld? — Bloß an uns selbst. Wir sind thörigt genug, alles lieber im Auslande zu kaufen, was wir bey unsern Brüdern und Nachbarn haben können. Nur einige der Millionen, welche der zügellose Verschwendungsgeist und der unselige Wuchersinn in die Schlünde des Auslandes hinüber schleudert, dürften im Einlande zirkuliren, so wäre allen unsern Fabrikanten geholfen, ihr Hunger wäre gestillt; sie würden nicht zu den dem Staate gefährlichsten Bettlerhorden übergehen, und die Blöße der deutschen Nation wäre bedeckt; — unsere Fabrikanten würden ein zwar spärliches, aber doch froheres Leben mit ihren Kindern genießen können. Unsere Häfen könnten dem Ausländer immerhin offen, unsere Straßen für alle Waaren frey seyn, wenn nur unsere Beutel für sie verschlossen sind. Wir würden sicher bald aufhören, der Gegenstand ihres Spotts und ihrer Plündersucht zu seyn. —

25.

Meine Meynung war immer bey Untersuchungen gegen Staatsdiener, die als Schatzmeister, Einnehmer und andere Bedienten dieser Art Unterschleife gemacht hatten, sich nicht zu begnügen, ihnen das unrechte Gut wieder zu nehmen: ich trug vielmehr auf wirkliche Strafen für dieje=

nigen an, welche sich Erpressungen zu Schulden hatten kommen lassen. — Denn warum hätte man auch dieß Verbrechen von denen, welche die Gerechtigkeit ahndet, ausgenommen, wenn nicht das Geld einmal im Besitz wäre, alle Vergehungen, welche um seinetwillen geschehen, wieder gut zu machen. Ich möchte, wenn es möglich wäre, allen Franzosen den Unwillen, den ich gegen so einen schädlichen Mißbrauch fühle und meine ganze Verachtung gegen die, welche ihm ihre Erhebung zu danken haben, mittheilen. Wenn wir es auch für etwas geringes achten, durch diese unwürdige Gewohnheit — denn keine greift so unmittelbar die Ehre der Nation an, als diese — uns bey unsern Nachbarn verächtlich zu machen, so wollen wir uns wenigstens die Uebel, die sie uns selbst zufügt, nicht verbergen. Nichts hat so sehr beygetragen, bey uns die Begriffe von Redlichkeit, Einfalt und Uneigennützigkeit umzustürzen, oder diese Tugenden lächerlich zu machen; nichts hat jenen unglücklichen Hang zur Ueppigkeit und Weichlichkeit, der zwar allen Menschen gemein ist, bey uns aber durch unsere charakteristische Lebhaftigkeit, nach welcher wir uns gleich mit Wuth an alle Gegenstände hängen, die man uns zu unserm Vergnügen darbietet, zur andern Natur wird, so sehr bestärkt; nichts setzt den französischen Adel insbesondere so sehr herab, als das schnelle und glänzende Glück der öffentlichen Staatsdiener, Schatzmeister und dergl. m., weil es die nur zu gut gegründete Meynung verbreitet, daß in Frankreich dieses beynahe der einzige Weg ist, zu Ehrenstellen und den höchsten Würden zu gelangen, und daß alsdenn alles vergessen ist und alles rechtmäßig wird. — *)

*) Sully hatte mit vielen solchen Blutigeln zu kämpfen, die es schon damals verstanden, dem Staatsbürger auf der einen Seite jeden Bissen finanzmäßig zuzuschneiden, und auf der andern, seinen Schweiß ohne Ziel und Maaß zu verschwenden; die sich in ganz eigentlichem Sinn Mühe gaben, das Huhn aus dem Topfe heraus zu rechnen, welches ihnen der gute Heinrich alle Sonntage in den Topf hinein zu rechnen Sorge trug. — Sie sind verschmitzt wie die buhlerischen Weiber, und schmiegend wie das Schilf des Ufers, welches sich dadurch bloß vor dem Zerbrochenwerden sichert. Alles, was sie thun, geschieht immer unter dem Mantel des Rechts: heimlich aber spotten sie der Gesetze des Landes und übertreten sie augenblicklich. — Sully wurde wohl so ganz von der Wahrheit überzeugt: daß der ehrliche Mann, der sich einmal vorgesetzt hat, sich mit dem Schurken herum zu schlagen, seinen Harnisch jeden Morgen umzuschnallen nie vergessen muß. Noch sicherer ist's, er legt ihn nie ab, denn auch in der tiefsten Einsamkeit lauert ein gefährlicher Feind auf ihn. — Die ersten Staatsdiener Frankreichs schleppten Gold und Silber aus dem Lande; die angesehensten Personen aus dem Adel, selbst Personen vom Hofe, wußten aus diesem Gewerbe und schlechten Handel die größten Vortheile zu ziehen. Sie ließen das Geld unter ihrem Namen ausführen, und benutzten ihr Ansehen. Sully wußte dieß sehr bald und wirkte bey seinem Könige äußerst strenge Verordnungen aus. Es wurde verboten, gemünztes Gold und Silber aus dem Lande zu führen. Die Strafe war: Konfiskation des ganzen Vermögens derer, die entweder selbst diesen Handel trieben, oder ihn auch nur begünstigten. Indessen je klarer die Gesetze sprechen, je mehr strebt der Betrüger, sie zu umgehen und zu vernichten. Dieß war auch hier der Fall. Unzählige Unterschleife fielen vor. Dem Könige lag diese

Sache selbst sehr am Herzen; öffentlich betheuerte er durch einen Schwur, niemals einen Uebertreter dieses Gesetzes zu begnadigen. Alles dieß wirkte aber doch weiter nichts, als daß man die Betrügereyen und Unterschleife nur noch heimlicher zu betreiben suchte. Sully überzeugte sich, daß ein einziges Beyspiel gegen ein so eingewurzeltes Uebel mehr und kräftiger, als alle mögliche Drohungen wirken würde. Er wachte selbst durch alle ihm zur Hülfe stehende Organe über das Gesetz, und war so glücklich, in kurzer Zeit einen Transport von 200,000 Thaler in Gold jenseits der französischen Seite in Beschlag zu nehmen und seinem König in die Hände zu liefern. Einen Theil behielt dieser für sich, einen Antheil überließ er den Organen dieser Entdeckung, und Sully erhielt ebenfalls davon eine beträchtliche Summe zur Belohnung. Dieses Beyspiel, welches an Heinrichs Hofe freylich starke Sensation und laute bittere Klagen verursachte, machte diesem verderblichen Goldhandel und allen Betrügereyen auf einmal ein Ende. — Auch hiebey gieng der weise, rechtliche Sully vom wahren Princip aus; daß so lange der Executor des Gesetzes todt wie der Buchstabe, und leidenschaftlos zu Werke geht, durchs beste und durch Worte glänzendste Edikt nichts erfüllt wird. Allen politischen Gesetzen gehet es so, wie es der Natur mit den ihrigen geht; kann man, so weicht man ihnen aus, oder sucht sie unschädlich zu machen, oder, hat man Verstand genug, so lenkt man sie doch wenigstens nach seinen individuellen Neigungen und Privatvortheilen. — Wir täuschen uns nur gar zu sehr, wenn wir auf die Beobachtung des Gesetzes rechnen, welches gar keine andere Garantie hätte, als den guten Willen. Ein Gesetz, dessen Beobachtung und Vollziehung auf weiter nichts, als den guten Willen berechnet ist, gleicht einem Hause, in welchem die Balken auf den Schultern derer, die es bewohnen,

ruhen. Es sind daher durchaus Wächter der Gesetze nöthig. — Begnadigung, Aufschub der Strafe, die das Gesetz öffentlich verkündiget, ist denn endlich nur gar das Grab aller Gesetzeskraft. Davon überzeugte Sully seinen Heinrich; und daß er Recht hatte, zeigte der Erfolg. Wir müssen bey der Gesetzgebung schlechterdings dahin streben, die Begriffe von Uebertretung und Strafe in den Gemüthern der Menschen so fest und dauerhaft zu verknüpfen, daß sie stets als Ursach und Folge, die unvermeidlich ist, erkannt werden. Wie ein Fels muß das Gesetz stehen, der Vollzieher muß unerbittlich seyn. Die Menschen erst merken und sehen lassen, daß gesetzwidrige Handlungen übersehen, aus Rücksichten entschuldigt, und die Verbrecher wohl gar noch begnadigt werden, heißt: im Menschen die Hoffnung der Straflosigkeit nähren, und die Bestrafung derjenigen, welche keine Begnadigung erhalten, nicht als Handlungen der Gerechtigkeit, sondern als Ausbrüche der Grausamkeit und Gewalt darstellen. — Das Begnadigungsrecht bleibt überhaupt das System der größten Ungerechtigkeit. Es streitet wider die reinen Prinzipien des Wohls der bürgerlichen Gesellschaft. Der Vorsatz zum Verbrechen wird dadurch gestärkt, und was vermag nicht unter dieser Firma die Kabale in der Welt? — Genug, eine jede Begnadigung des Gesetz-Frevlers bleibt ein Angriff gegen das geheiligte Ansehen des Gesetzes. Unerbittlichkeit bleibt Pflicht, Gnade — immer Schwäche.

21.

Wenn man bis zur Quelle hinaufspüren will, so sind die kriegerischen Tugenden beynahe die einzigen Eigenschaf-

ten, wodurch — in Frankreich — der wahre Adel erlangt, fortgepflanzt und verherrlicht wird. Man wird diesen Gebrauch weder für eine bloße Meynung noch für ein Vorurtheil halten, wenn man bedenkt, daß nichts natürlicher ist, als demjenigen Stande, durch welchen die andern in der Sicherheit, ohne die es kein wahres Gut giebt, bestehen und erhalten werden, den Vorrang einzuräumen. Aber dieser Stand führt nicht zu großen Glücksgütern, und zwar ist dieses gerade eine Wirkung jener Simplizität, welche das Alterthum und die Reinigkeit seiner ersten Einrichtung beweiset; er ist bloß ehrenvoll, weil man damals noch keinen andern Lohn für schöne Handlungen kannte, als die Ehre. Jetzt, da sich die Begriffe verändert haben und das Geld jeder Sache ihren Werth giebt, vergleicht man die Klasse dieses großmüthigen Adels mit den Klassen der Finanz- oder Justiz-Bedienten, oder der Handelsleute; aber dieß geschiehet bloß, um auf diese Leute die Achtung zu übertragen, welche man denen, die allein mächtig, und also in der That höher als wir sind, nicht versagen kann, und weil man den erstern diesen Vorzug entrissen hat. — Und wie wäre es auch möglich, daß dieses nicht geschehen sollte, da man sieht, daß der Adel über diesen Punkt genau eben so denkt, als das Volk, und sich nichts daraus macht, ein reines und erhabenes Blut durch schimpfliche Verbindungen mit Bürgerlichen, die nichts als die Wechselbank, den Krahmladen, das Komtoir oder die Chikane kennen, zu vermischen. —

Dieser Mißbrauch bringt natürlicherweise noch zwey andere hervor: die Verwirrung der Stände und die Ausartung der Geschlechter. Die Erfahrung beweiset dieß noch besser als die Vernunft.

Man

Man werfe nur die Augen auf jene Menge von adelichen Blendlingen, welche den Hof und die Stadt anfüllen; man wird nichts mehr von jener männlichen, einfachen und kraftvollen Tugend ihrer Ahnherren finden, keine edlen Gefühle, keine Selbständigkeit, Festigkeit des Geistes; ein unbesonnenes und ausgelassenes Aeußeres, Leidenschaft für Spiel und Schwelgerey, große Sorge für den Putz, Nachdenken über Wohlgerüche und alle Arten der Weichlichkeit sind an die Stelle getreten. Man sollte glauben, sie wetteiferten mit den Weibern. — Sie wählen noch Kriegesdienste; aber wozu sind sie mit solchen Anlagen fähig, zu denen noch oft eine geheime Verachtung des Standes, den sie nur aus Zwang ergriffen haben, sich gesellt? Dieser Verfall ist bedauernswürdig, aber er wird unvermeidlich bleiben, so lange der Stand, dessen einziger Zweck der Ruhm ist, sich nicht im Besitz des höchsten Ranges und Ehrenstellen befindet. — *) Diese müssen daher denen, die bloß durch Reichthümer gestiegen sind, entrissen werden, weil die Schande, mit der man diese Geschöpfe des Ungefährs bedeckt, wenn man sie genau untersuchte, nicht hinreicht, um sie uns verächtlich zu machen, und daher ist es nöthig, ihnen durch wahre schimpfliche Herabsetzung zu zeigen, welche Stelle sie einnehmen sollen. —

*) Hier Sullys hohe Meynung und Apologie des Adel-Standes! — Zu beklagen wäre doch auch gewiß jeder Staat, wo man seinen Stolz nicht auch darein setzen könnte, ein redlicher Bürger zu seyn, wo es nicht der erste Staatsbeamte, General, Minister, er sey aus welchem Verwaltungszweige er wolle, es für den größten Ehrentitel hält, ein redlicher Staats-

bürger zu heißen; und da wär's noch ärger, wo es sogar zur Schande geworden, aus bürgerlichem Blute entsprossen zu seyn. Da würde bald Jeder einen Bogen Pergament zu kaufen suchen, der nur Geld zu bezahlen hat. Am Ende würde eine Generation Menschen voll leeren Dünkels hervorgehen, und alle übrige schätzbare bürgerliche Gewerbe würden damit in Verachtung sinken, Talente, Intelligenz und wahre Verdienste ihre Selbständigkeit verlieren. Wo überhaupt die Sache dahin gediehen, daß Adels-Diplome und Titel einen entscheidenden Werth über alle übrige Staatsbürger erhalten, da muß das wahre Verdienst schlechterdings betteln gehen. —

Der ächte, angeborne Adel bleibt doch immer und ewig Mensch und würdiger Mensch zu seyn in dem Stande, in der Gesellschaft, worin ich lebe. Ohne diesen Uradel kann die Menge der Ahnen nichts frommen. Es bleibt eine gar zu erhabene und nützliche Wahrheit für den Menschen in staatsbürgerlichen Verhältnissen: daß man suchen muß, sich durch seinen eigenen Werth, nicht bloß durch das Andenken der Voreltern empor zu schwingen.

Auch in unsern Zeiten ist es noch die Frage: ob es gut und nützlich sey, gewisse Bedienungen und die höchsten Amtsstellen nur dem Adel allein, oder doch mehrentheils nur dem Adel zu ertheilen. Man hat die Frage im Allgemeinen zu beantworten für unmöglich gehalten. Aber man prüfe nur unbefangen, ob dieser Unterschied den so natürlichen Grundsatz der Billigkeit einschränken kann, daß dem höhern Verdienst auch die höhere Stelle gebühre? Ob es für den Staat besser ist, wenn sich in ihm eine Konkurrenz von zwanzig oder von hundert findet? ist noch weniger schwürig zu beantworten. Man ziehe den

Adel immer vor, wenn er sich durch wirkliches Verdienst erhebt, aber nicht darum, weil er von Geburt Adel ist, sondern weil er Verdienst hat; und doch ist's auch alsdenn politisch klug, sogar für den wahren Vortheil des Adels gehandelt, manchmal einen verdienstvollen Bürgerlichen vorzuziehen, damit ihm der Sporn bleibe, und er sein Verdienst behalte. —

Uebrigens wird wohl jeder dem Urtheile des weisen und patriotischen Sully über die Ursachen des Verfalles dieses Standes im Staat sehr gerne seine Stimme geben. — Der Adel muß in keinem Staat die Klasse der Müssiggänger vermehren. Der Adel eines jeden Landes soll eigentlich in wirklichem Landadel und Militäradel bestehen. Der erste hat die glücklichste, wohlthätigste Bestimmung in der Welt, der zugleich Arbeit und Thätigkeit sicher belohnt. Sully mag es zu seiner Zeit auch wohl schon gefühlt haben, daß der Adel den wesentlichsten Theil seines Glücks verkannt hat, den Boden der Erde, in dessen Besitz er durchs väterliche Erbe gekommen, selbst anzubauen, dagegen lieber in der Residenz, oder im Auslande dem Vergnügen zu fröhnen, und das Schicksal seiner Eingesessenen und Leibeigenen dem aussaugenden Pächter zu überlassen, und in dieser temporellen Aufsicht an nichts weniger, als an die Kultur seiner Aecker zu denken. Was würde Sully doch jetzt sagen, wenn er die an sich wohlthätige Erfindung eines Kreditsystems unter unserm deutschen Adel kennen lernte? wenn er sehen sollte, wie leicht es ihm gemacht worden, Geld oder Pfandbriefe zu borgen, die oft weniger zu Verbesserungen seiner Besitzungen, als zum Luxus und zur Verschwendung gebraucht werden? — wodurch am Ende gar noch große Geldsummen aus dem Lande geführt, die Sitten verdorben, der Ackerkultur

und allen übrigen Zweigen der Industrie im Lande ein unübersehbarer Nachtheil zugefügt wird. — Der Militär-Adel kann vielleicht der nothwendigste, besonders in allen monarchischen, durchweg militärischen Staaten seyn. Da einmal dieser Stand nothwendig geworden, so muß auch die Ehre desselben nothwendig werden, um so mehr, da die Ehre ihn größtentheils belohnt und diese fast allein seine Belohnung in den untern Graden ausmacht. Aber deshalb setze man nicht den rechtlichen Bürger zurück, der sich diesem Stande widmet; man achte, ehre seine Intelligenz, seine Talente, und befördere ihn eben so gut nach diesen zu den ersten Stellen dieses ehrwürdigen Standes. —

Sully will nicht haben, daß sich der Adel mit eigentlichen bürgerlichen Gewerben, dem Handel u. dergl. m. befasse.

Montesquieu wirft auch die Frage auf: ob man dem Adel Handel und andere bürgerliche Gewerbe zu treiben erlauben soll? Er verneint sie geradezu, weil er Handel und Gewerbe mit den Grundsätzen der Ehre unverträglich hält. Immer eine sonderbare Ansicht. — Aber haben wir Deutsche bisher eine andere Ansicht gehabt? Die bisherigen Grundsätze, die über diesen Gegenstand geltend, und so zu sagen systematisch gemacht worden, waren ohngefähr folgende: — „Es würde immer, und vorzüglich für jeden monarchischen Staat, eine nachtheilige Einrichtung seyn, den Adel Handel treiben zu lassen. Alle Volksklassen würden alsdenn unter einander geworfen werden; eine Quelle der größten Verwirrung, wodurch die ganze Staatsverfassung erschüttert werden könnte, die entweder in eine Republik oder in einen Despotismus ausarten würde. In keiner Hinsicht dürfte der Staat dabey gewinnen; aber unendlich viel

verlieren. Herabwürdigung des Adels, Sittenverderbniß und grenzenloser Luxus mit allen seinen schädlichen Folgen würde das Resultat seyn. Etwas Widersinniges liegt darin: sich einen Edelmann im Komptoir sitzend zu denken. Weit natürlicher ist's doch, ihn hinter dem Pfluge hergehen zu sehen. — Freylich kann man im Handeltreiben ein Hülfsmittel wider die Dürftigkeit des Adels finden. Aber zu dieser Hülfsquelle für diesen Stand Zuflucht zu nehmen, bleibt doch immer gefährlich. Wenn die Regierung das wahre Verdienst ohne Rücksicht auf Geld ehrt, wenn es ihr gelingt, die Nationalsittlichkeit durch Erziehung zu bessern, dem einreissenden schädlichen Luxus gehörige Schranken zu setzen, wenn sie den Militärdienst weniger kostspielig macht; so kann der Mann aus dem Adel, wenn es ihm nur nicht am Nothwendigen fehlt, so leicht nicht unglücklich werden." — Laßt uns hoffen, daß uns der Genius der Zeit vielleicht auch bald dahin führen wird, den Grundsatz geltend zu sehen: — Ueberall und für Jeden, er sey, weß Standes er wolle, herrsche völlige Gewerbe-Freyheit.

Dazu gehört nun freylich auch dieß: daß die durch Diplome begünstigte Klasse von Staatsbürgern den übrigen Ständen sich nähere; daß diese ihre Vorrechte, an denen ein größerer Theil Staatsbürger weder Theil nehmen konnte, noch durfte, aufopfern. Alsdann wird auch jene Klasse in die Verhältnisse treten können, die der Bürger ausschließlich benutzte; jeder wird alsdann das werden können, wohin ihn seine Talente, Kenntnisse, Wünsche und Vermögensumstände leiten; er wird Pächter, Kaufmann, Künstler, Handwerker werden. Alle Nahrungswege werden Allen offen stehen.

Wenn wir an dem Ziele seyn werden, daß der Sohn des rechtlichen Bürgers und des Grafen, oder Barons, vor dem Gesetz des gleichen Anspruchs stehen, und durch ihre Ausbildung und Talente um gleiche Würden buhlen werden, dann dürfen wir uns auch nicht mehr mit all den lächerlichen Skrupeln quälen, die zu Sully's und Montesquieu's Zeiten und auch nach diesen so viele Köpfe beschäftiget haben. —

27.

Es ist nichts seltenes, daß die Großen der Erde, — große Plane entwerfen. Der Geist wird in ihrer Sphäre so natürlich darauf geleitet, daß man nur nöthig hat, sie auf den Nachtheil dabey aufmerksam zu machen; ihre Plane nämlich stehen oft so wenig im Verhältniß mit ihren Kräften, daß sie die meiste Zeit kaum die Hälfte von dem, was sie unternehmen, ausführen können. Vernünftige Entwürfe zu machen, die ganze Oekonomie derselben mit Weisheit zu bestimmen, und alle dabey mögliche Widerwärtigkeiten vorauszusehen und ihnen so vorzubeugen, daß, wenn sie eintreten, man nur nöthig habe, das schon seit langer Zeit bereit gehaltene Gegenmittel anzuwenden. — Dieß ist eine Sache, wozu nur wenige fähig sind, Unwissenheit, blühender Glückszustand, Wollust, Eitelkeit, ja selbst Trägheit und Furcht machen, daß täglich Dinge unternommen werden, die völlig unmöglich sind. — *)

*) Kühn sind oft die Großen der Erde in ihren Entwürfen, und rasch in der Ausführung. Sie sehen die

Gebrechen des Staats ein, und machen Pläne, sie zu heilen. Allein sie ziehen nicht immer Zeit und Umstände zu Rathe, nicht die Lage der Sachen, nicht den vorhandenen Grad der Kultur des Volks. Dieß empfand Sully auch schon, und er mag oft genug die Erfahrung von dieser Wahrheit gemacht haben. —

Zufrieden mit der Güte der Absichten vergessen die Fürsten und ihre Rathgeber meistens immer die Menschen, mit denen sie zu thun haben, zu schätzen; erwägen nicht, was und wie viel sie nach ihrer jedesmaligen subjectiven Beschaffenheit ertragen können. Sie wollen säen und erndten zugleich. Bey solchen Entwürfen wird man nicht Größe des Geistes, Gedankenfülle und Kühnheit der Entschlüsse vermissen; aber es fehlt die anwendende Beurtheilungskraft, Klugheit in der Ausführung, richtige Wahl der Mittel. Der Mensch macht nie Sprünge weder im Sittlichen noch Politischen; alles muß stufenweise bey ihm gehen. Mit langsamen und bedächtigen Tritten erreicht er am sichersten sein Ziel. Es gehören lange Vorbereitungen dazu, ehe ein Staat zu einer merklichen Höhe und Vollkommenheit anklimmt. War der unvergeßliche Kaiser Joseph der Zweyte nicht in dieser Lage? — Wer kann ihm wohl einen hohen Grad von Einsicht, schnelle Fassungskraft und den edlen Entschluß, seine Staaten empor zu bringen, strittig machen? Allein so groß, edel und klug auch seine Entwürfe ausgedacht waren, so waren doch die Menschen dazu noch lange nicht vorbereitet genug: vielen diente noch Milch, und er setzte ihnen starke Speise vor. — Also, weit aussehende Plane zerrinnen, und übereilte Entwürfe werden immer verunglücken. Die mißlichste Art von Planen ist übrigens noch die, wenn die Blicke nur immer auf einen Punkt unverwandt hingehen. Man kann zwar auch diesen richtig

fassen: aber gegen die Tausende von Schwierigkeiten und Nachtheile, die rechts und links liegen, muß man nicht blind seyn. —

28.

Ueber den Zweykampf, und über diesen grausamen und barbarischen Mißbrauch, habe ich oft genug meine Meynung gesagt, um gegen den Vorwurf gesichert zu seyn, als hätte ich gesucht den Zweykämpfen Duldung zu verschaffen. — Im Kriege und bey Handlungen, wo es auf den Dienst des Vaterlandes ankommt, ist es der Herzhaftigkeit erlaubt, sich zu zeigen. Diejenige aber, mit der man sich Trotz aller göttlichen, natürlichen und menschlichen Gesetze gegen Freunde und Landsleute waffnet, ist nur Brutalität, Unsinn und wahre Schwachheit. — Aber ich sah auch voraus, daß eine gar zu große Strenge des Gesetzes, welches den Schuldigen sogar mit der Todesstrafe drohte, gerade das vornehmste Hinderniß bey der Ausübung werden würde. — Wenn ein Souverain den Unterthanen seinen Willen bekannt macht; so scheint es mir äußerst wichtig, vorher wohl zu untersuchen, ob das, was er verbietet, auch von der Art ist, daß die Todesgefahr dem Ungehorsam vorbeugen könne. Denn sonst, dünkt mich, werden die schärfsten Ahndungen immer weit weniger wirksam bleiben, als Entehrung oder nur hohe Geldstrafen. — Wenn man die Natur des Zweykampfs genau untersucht, so wird man finden, daß er von dieser Art ist. Er betrifft gewöhnlich nur Personen vom Stande, oft selbst vom höchsten Range.

Ihre Bitten werden daher um so lebhafter und wirksamer seyn, als die angedrohete Strafe groß und entehrend ist, unausbleiblich wird daher mancher Schuldige Verzeihung erhalten. Solche Beyspiele und die Hoffnung, ungestraft zu bleiben, sind hinlänglich, um die übrigen aufzumuntern, dem Gesetze ungehorsam zu werden. Oft thun solche Strafen die größte Wirkung, wegen welcher man weder um Gnade bitten kann, noch darf. — *)

*) Auffallend bleibt es doch gewiß, daß seit so vielen Jahrhunderten noch bis auf den heutigen Tag der heilige Name Ehre mit dem barbarischen Vorurtheil, mit der vorausgesetzten Nothwendigkeit des Duells, vermengt wird. Läßt sich wohl ein irrigerer und schädlicherer Begriff von Ehre und gutem Namen unter vernünftigen Menschen denken, als der: daß alle Tugenden und Vorzüge nur in der Degenspitze sitzen? — daß diese Art der Tapferkeit alle gesellschaftliche Pflichten vereinbare und ersetze? daß ein Mensch kein Schurke, kein Taugenichts, kein Verläumder, daß er gesittet, menschlich gebildet sey, wenn er sich nur schlagen kann; daß Lüge, Wahrheit, Diebstahl eine rechtmäßige Handlung, Treulosigkeit zur Redlichkeit und Untreue löblich werde, sobald dieß alles mit dem Degen, oder der Pistole behauptet wird? — daß ein Stich immer die beste Ehrenerklärung sey, und daß es unmöglich ist, gegen Jemand Unrecht zu haben, sobald man ihn nur kalt machen kann. —

Was diesen Punkt betrifft, so scheint es wohl, daß durch alle Jahrhunderte hindurch das Gefühl der Menschen noch nicht genug zu purificiren möglich gewesen, d. h. der moralische Sinn ist zu unrein und verdorben, um zwischen wahrer und falscher Ehre, wahrer und falscher Sittlichkeit genugsam und hell unter-

scheiden zu können. Der Mensch scheint in dieser Hinsicht den wahren Begriff von Muth und Tapferkeit verloren zu haben. Muth unterscheidet die Gründe des Streits, ob und in wiefern sie gerecht und des Menschen würdig sind. Der wahrhafte edle Muth schlägt das Leben zu hoch an, um es grundlos wegzuwerfen. Schwäche des Verstandes und Verachtung seiner selbst ist's, sein Leben oft um elender Possen willen aufs Spiel zu setzen, — ein Leben, welches der Mensch aus der Gottheit Hand nur darum erhalten, um in ehrenvollen nützlichen Diensten der Menschheit überhaupt zum Besten des Staats und für die edelsten gerechtesten Zwecke aufgeopfert zu werden.

Mit der Vergießung des Bluts ist es wie mit der Ausgabe des Geldes. Geld bey jeder unbedeutenden Gelegenheit verschwenden, ist nicht wahre ächte Freygebigkeit, und sich das Blut im Duell thörigterweise auszapfen zu lassen, ist nicht vernünftiger Muth, noch weniger wahre Tapferkeit. —

Um den Zweykampf zu vertheidigen, und vorzüglich dessen Unentbehrlichkeit im Militär zu rechtfertigen, meynt man zwar, daß auch die bestgemeynten Gesetze Verstöße gegen den Anstand, Beleidigungen nnd Ungezogenheiten unmöglich gehörig rügen und der Staat dazu nicht Richter genug aufstellen kann. Die Sitten selbst müssen daher hier alles suppliren, wie überall, wo die Gesetze unzulänglich sind. Aber es würden sich doch wohl noch Maßregeln auffinden lassen, die zur Einschränkung dieser verderblichen Gewohnheit, die eines gebildeten Zeitalters Schande ist, sehr wirksam seyn könnten. — Nur einige hier zum Beyspiel, und übrigens dem Scharfblick weiser Regierungen überlassen.

Jeder Staat, jede Regierung müßte den unabänderlichen Entschluß bekannt machen, die Duelle gänzlich abzuschaffen. Freylich ist es eine Sache, die entweder gleich mit Nachdruck und aller Kraft durchgesetzt, oder gar nicht angefangen werden muß. Geschiehet jenes, so wird jeder Privatmann seine Ehre nicht gekränkt finden; er weiß, daß die Regierung jeden Zweykampf als eine Empörung gegen ihre Macht und Gesetzesautorität betrachtet; und deswegen unwiderruflich beschloß, ihn zu unterdrücken. Man dürfte nur das Duell-Edict Karl des IX. von Frankreich zur Norm nehmen. In diesem heißt es unter andern: „Der König selbst nehme auf sich die Ehre aller, die wegen eines ausgeschlagenen Zweykampfs verkleinert oder verläumdet würden.“ — Wäre dieß einmal beschlossen, welcher vernünftig denkende muthvolle Mann würde sich nicht freuen, daß ein Gesetz und Staatsschluß ihn eines elenden Hazardspieles überhebt. — La Lande hat vor einigen Jahren in öffentlichen Blättern ein Project civique zu Abschaffung der Duelle gemacht, worin er auch den Zweykampf als das abscheulichste Resultat der Meynungen darstellt, weil es doch immer höchst ungereimt ist, eine Sache der Geschicklichkeit — Addresse — zu einer Ehrensache zu machen. Dem Militärstande schlägt er vor, einige Offiziere, die schon hinlängliche Beweise ihres Muths gegeben, und ihren guten Ruf von dieser Seite fest gegründet haben, sollten sich vereinigen, durchaus keine Ausforderung anzunehmen. Die berühmtesten Generale der Armee sollten sich an die Spitze stellen und die Regierung ersuchen, daß sie künftig jeden Herausfoderer, der im Zweykampf gesiegt habe, ohne Nachsicht — hängen lasse.

Dieß Uebel müßte schlechterdings durch keine Nachsicht, Schonung aus Rücksichten, genährt wer-

den. Die Beylegung der Streitigkeiten durch den Zweykampf geschiehet mit so vieler Pünktlichkeit und Formalität, mit so vieler Achtung gegen die herrschende Meynung von den dabey üblichen Rechten, daß ein Duell dadurch gleichsam den Schein eines rechtlichen Akts, mithin der Gesetzmäßigkeit erhält. — Worauf gründet sich aber dieser Akt? Bloß auf falschen Ehrbegriff. Billig sollte er also auch auf eine Art, die hierauf Beziehung hat, bestrafet werden. Der erste im Staat ist die regierende Person, sey sie Kaiser oder König. Diese Person ist die Quelle aller bürgerlichen Ehre im Staat. Sich ihr nahen zu dürfen, ist der hohe Vorzug, von ihr verstoßen zu werden, die größte Schande. Würde nun diese höchste Person im Staat beschließen und mit Energie diesen Beschluß aufrecht erhalten: daß alle übrige Personen im Staat, und besonders die vom Stande, die sich des Verbrechens eines Duells schuldig machen, zur Strafe von allen öffentlichen Staatsbedienungen am Hofe, im Militär und Civil durchaus ausgeschlossen werden sollen; welcher vernünftige Mann würde denn wohl noch in der Degenspitze und im Pistolenlauf seine Ehre suchen? —

Die Wurzel des Zweykampfs liegt sehr tief, das ist augenscheinlich. Der Duellant verachtet den Tod, die größeste aller Strafen. Es ist daher wohl immer eine sehr gerechte, aber doch auch beklagenswerthe Strenge ohne Gnade gegen ihn zu verfahren, und diese Strenge herrschte wirklich in Frankreich zu seiner Zeit. König und Parlament beschlossen, daß ein Jeder, der seinen Gegner im Duell ermorde, sogleich an den Galgen gehängt werden sollte. Männer vom Adel wurden diesem Beschlusse zufolge mit noch blutenden Wunden aufgeknüpft, um nur den natürlichen Tod der Strafe nicht zuvorkommen zu lassen. Eine

solche Strenge dürfte aber nicht nothwendig seyn. — Man bestrafe nur erst alle Mittel, Ursachen, und alle zum Duell einführende Schritte ohne Rücksicht und Schonung, so wird und muß endlich das Uebel auch ohne jene äußerste Strenge mit der Wurzel ausgerottet werden.

29.

So leichtsinnig und unbedachtsam man uns auch das Volk vorzustellen pflegt, habe ich doch immer die Erfahrung gemacht, daß es oft in der That ein gewisses Augenmerk faßt, auf welches es mit Wärme, oder vielmehr mit Wuth hinstürzt; daß aber die gefaßten Gesichtspunkte immer ein gewisses Gemeinbestes für das Ganze, nie bloß einen Privatnutzen zum Gegenstande haben, wie z. B. die Rachgier und andere Leidenschaften eines Einzelnen, oder einer geringen Anzahl von Menschen. Ich wage sogar zu behaupten, daß der am meisten untrügliche Richter eben die Stimme des Volks ist. *)

*) Volksmeynungen und Urtheile muß kein Mensch, am wenigsten ein Fürst, verachten. Er kann daher auch keinen größern Fehler begehen, als den Geist des Volks für schwächer, als den seinigen, halten. Was mühsame Politik erfindet, schlaue Hofkunst verschweigt, entdeckt gewöhnlich das Volk am ersten; es ist daher auch leichter einen Socrates zu täuschen, als das Volk. — Die Volksmeynung ist das unverfälschte Organ der Regierung, welches nicht so leicht schmeichelt. Dem Staatsmann liegt daher ein doppelter

Beruf ob: einmal, der öffentlichen Meynung voran zu gehen, nächst dem, ihr zu folgen. Volksmeynung muß man aber auch sorgfältig vom Geschwätze unruhiger Köpfe unterscheiden; dieß ist wie ein Irrwisch, der sich auf den Flügeln des Windes bewegt und nur mit falschem Schimmer glänzt. Da werden häufig einzelne Urtheile für die allgemeine Meynung genommen, und sehr grundlos, ungerecht und unbesonnen ausgesprochen. Die wahre, öffentliche Meynung ist: das Werk jener Klasse von Staatsbürgern, die durch Vernunft, durch Alter und Erfahrung geleitet werden; die mit ihren schon bestehenden Verhältnissen zufrieden, nur die Erhaltung der Ordnung wünschen. Die Majorität dieser ist aber auch gewiß sehr entscheidend; diese verdient darum auch gehört, geprüft und da, wo sie Recht hat, befolgt zu werden. —

Uebrigens gereicht es doch auch gewiß der menschlichen Natur zur Ehre, daß das Volk Schändlichkeit und Größe im Handeln so allgemein und oft so tief fühlt, besonders wenn sehr schändlich und sehr edel gehandelt wird. So ist's ein herrlicher Anblick, wenn eine ganze Stadt einen Verräther verabscheuet, und eben so herrlich, wenn sie den edlen Mann verehrt, der sich aufgeopfert hat für den Staat, seinen Beruf, fürs Volk und für seine Familie. Wenn also nur nicht der natürliche Sinn des Volks durch Leidenschaft oder Partheygeist verdreht, durch listige Menschen verstimmt wird; so wird meistens das Sprüchwort eintreffen: Volks-Stimme, Gottes-Stimme. — Durch diese Stimme des Volks offenbaret sich alles das, was in Ansehung der Erhaltung des öffentlichen Rechtszustandes gethan werden soll. — Sie verdammt alle Ränke, alle Hinterlist. — Die Stimme des Volks verlangt Offenheit, Treue, Ehrlichkeit und Energie. — Unweise ist es also, diese Stimme nicht hören zu wol-

len und sie mit Verachtung zu behandeln. Wen das Volk brandmarkt, dessen Ehre ist auf ewig verloren: wen es verflucht, den verfolgen Verwünschungen durch alle Zeitalter hindurch. — Die Stimme des Volks achten und hören, ist also die Maxime des weisen Mannes.

30.

Es ist sicher, daß uns Franzosen die Engländer hassen, und zwar so sehr und durchgängig, daß man in Versuchung geräth, diesen Haß unter die natürlichen Anlagen dieses Volks zu zählen. Eigentlich ist er die Folge ihres Stolzes und Uebermuths, indem kein Volk in Europa übermüthiger, höhnischer und mehr von hohen Begriffen über seine eigene Vortrefflichkeit berauscht ist. Wollte man ihnen glauben, so sind Geist und Verstand nirgend zu Hause, als bey ihnen. Sie vergöttern alle ihre, verschmähen alle fremde Meynungen, und lassen sich nie einfallen, andere zu hören, oder ein Mißtrauen in sich selbst zu setzen. Uebrigens schaden sie sich durch ihre Denkungsart selbst viel mehr, als der französischen Nation. Sie sind dabey die Sklaven aller ihrer eigensinnigen Einfälle. Rund von den Wogen des Meeres umgeben, könnte man sagen, haben sie dessen ganze Unbeständigkeit angenommen. — Alles wird bey ihnen nach der Laune ihrer augenblicklichen Stimmung verändert. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und den andern Völkern Europens, welche für die veränderlichsten gelten, besteht darin: daß bey ihnen die Veränderlichkeit nicht eine Folge des Leichtsinns, sondern einer

ewig unter tausend verschiedenen Gestalten wiederkehrenden Eitelkeit ist. Da sie aus Eigenliebe Sklaven aller ihrer Launen sind, so wird oft, was sie sehr weislich angeordnet, oder fest beschlossen zu haben glauben, im nächsten Augenblick zernichtet, ohne daß sie einen Grund davon sich selbst, oder einem andern anzugeben vermögen. Auch sind sie so wenig mit sich selbst einig, daß man sie oft nicht für dieselben Leute halten möchte, und daß sie bisweilen selbst erstaunt scheinen, sich beständig unschlüssig zu finden. Man prüfe einmal, was bey ihnen Staats-Grundsätze sind? man wird nichts finden, als die Gesetze des Stolzes, angenommen aus Uebermuth oder Trägheit. — Ihr Hochmuth verleitet sie, sich für unendlich über alle Völker Europens erhaben zu halten. — *)

*) Sully liefert hier eine sehr harte Karakteristik über die Englische Nation, wie er sie zu seiner Zeit fand, ohne alle Rücksichten auf ihre übrigen achtungswürdigen Eigenschaften und Talente. — Was würde doch dieser Sully zu der Karakteristik unseres Zeitalters über diese Nation sagen, die jetzt der Deutsche über sie entwirft: — „Wir Blinden sehen nicht, daß die Britten uns zu ihren Knechten herabwürdigen, das Blut der Söhne unseres deutschen Vaterlandes auf den Altar ihres Götzens der Englischen Größe ausgießen; wir sehen nicht, daß sie mit Gewalt unser rohes Material an sich reissen, um einst unsere Naktheit mit Englischen Zeugen zu bedecken; daß sie unser Brod essen, um unsere hungrige Völker gleich afrikanischen Sklaven an den Pflugschaar zu schicken, um für die Britten zu säen und zu erndten.“ — Uebrigens bleibt der Grundsatz wahr: Nationalhaß bleibt unter allen die schlimmste Blasphemie. Hat auch diese oder jene Nation eigenthümliche Fehler und Schwächen,

so

so kann und darf man deshalb doch noch nicht die ganze Nation verachten. Wer ein ganzes Volk verachtet, ist nahe daran, die Menschheit zu verachten, oder eigentlich zu reden: wer ein Volk im Ganzen verachtet, betrügt sich selbst, wenn er die Menschheit zu achten glaubt.

31.

Die wahre ächte Politik, welche Frankreich zu befolgen hat, ist diese: sich von Innen selbst in eine solche Verfassung zu setzen, daß es nicht nur keines Fremden bedarf, sondern auch ganz Europa seine Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit fühlen lassen kann. —

Dieß bleibt überhaupt aber wohl immer eine Sache, die nur für Staatsdiener ihre Schwierigkeit hat, welche bloß Macht und Krieg für die Mittel halten, zu diesem Zweck zu gelangen. Aber weit gefehlt! Der Monarch darf sich nur als Freund der Ruhe, uneigennützig für sich selbst und voll Billigkeitsgefühl gegen andere zeigen, so kann er sicher seine Nachbarn in jener Abhängigkeit erhalten, die einzig von Bestand ist, weil sie die Herzen gewinnet, statt sich nur Maschinen zu unterwerfen.

Ich gehe noch weiter und behaupte, daß der Frieden das große Interesse Europens ist; die kleinen Fürsten müssen sich unaufhörlich bemühen, die mächtigern durch die gelindesten Mittel dabey zu erhalten; diese aber müssen, wenn es nöthig ist, jene durch Unterstützung der Schwächern und Unterdrückten zu demselben zwingen. Dieß ist der einzige

Gebrauch, den sie von ihrer Ueberlegenheit machen sollten. — Ich wundere mich, wie in dem, doch aus so vielen gesitteten Nationen bestehenden Europa noch so wilde und kurzsichtige Grundsätze befolgt werden können. Worauf läuft die tiefe Politik, welche es zu besitzen sich schmeichelt, hinaus, als auf unaufhörliches Wüthen in seinen eigenen Eingeweiden. Immer und überall kommt sie auf den Krieg zurück, kennt kein anderes Mittel, und sinnt auf keine andere Auseinandersetzung. Dazu allein greift der größte Fürst wie der kleinste. Der einzige Unterschied zwischen beyden ist: daß jener es mit weniger Geräusch und mit fremder Hülfe thut, dieser mit großen Zurüstungen, und oft allein, um mit seiner Größe zu glänzen. — Warlich, ein großer Unverstand! Warum müssen wir uns denn selbst die Nothwendigkeit auferlegen, immer erst durch den Krieg zum Frieden zu gelangen? Dieser ist doch wohl der Zweck bey jedem Krieg; und dieses selbst ist der ganz natürliche Beweis, daß man zum Krieg nur aus Mangel eines bessern Auskunftmittels greife. Indessen verwirren wir diese Wahrheit so sehr, daß es scheint, als machten wir nur Frieden, um Krieg zu bekommen. — *)

*) In unserm Zeitalter, wo man glaubt richtigere Begriffe über Politik und Kriegskunst erreicht zu haben, wo man gesündere angenommen zu haben scheint, wenn man sie auch nicht immer befolgt, fällt eine solche Darstellung, wie sie Sully hier liefert, eben nicht als ganz was besonderes mehr auf. Sie erregt aber doch gewiß eine sehr hohe Meynung von dem durchdringenden Geist dieses seltenen Ministers. Solche gründliche und weise Grundsätze machen Sullys Denkwürdigkeiten zu einer Quelle, aus der alle Minister

der Kabinette und das ganze Korps diplomatique mit Nutzen schöpfen können. —

Aber welche Form hat man der Staatskunst und Politik gegeben? Zu einer Kunst ist sie gemacht, sich bloß auf Zweydeutigkeiten zu verstehen. Je besser dieß dem Kabinette gelungen, desto größer ist das Bild und die Vorstellung von der Kunst geworden. Eine solche Politik ist auch die Frucht der Kriege, die immer da Zank hervorbringt, wo Frieden und Ruhe seyn sollte, die den Staatsbürger erschöpft, um die Unterthanen eines fremden Staats zu besolden. Durch diese Art der Politik haben eben die Großen der Erde und die Beherrscher der Staaren einen so hohen Begriff von der Allgewalt über ihre Unterthanen erhalten, daß sie in ihren Verträgen sie vertauschen, verkaufen, vererben oder abtreten, als wären es liegende Gründe. Und nichts empört den Menschen mehr, als sich als bloße Waare betrachtet zu sehen, nichts reizt seinen Unwillen mehr zur That, als mit unvernünftigen Geschöpfen in eine Klasse geworfen zu werden. Eine solche Politik bringt die Fürsten um Ehre, Ansehen und Thron; sie macht sie aber auch unersättlich, und sie führen meistens nur deshalb Kriege, damit der Herrschbegierde immer noch ein größerer Spielraum geöffnet werde. — Eine solche falsche, irrige Politik ist hinreichend, mehr Uebel über Staaten zu bringen, als wirkliche Verschwörungen. Letztere können doch entdeckt werden, und werden auch meistens entdeckt, und dem Uebel ist zu begegnen. Erstere gehen aber unaufgehalten ihren gefahrvollen Gang fort, leiten unbeobachtet einen Irrthum nach dem andern ein, reifen zu einer gewissen Festigkeit und politischen Systematik, wodurch Staaten unausbleiblich ruinirt werden. — Genug, diese Politik erhebt sich aus vorgespiegelter Nothwendigkeit über die Moral; sie

gesteht es zwar nicht, handelt aber wie Achilles, die ihm angeborne Rechte verleugnend; sie rechtfertigt sich jedesmal mit der Regel der Weisheit: bloß über Andere zu gewinnen, ohne es zu scheinen, und selbst nicht zu verlieren. Würden alle Kabinette der Höfe solche Fortschritte in Kenntnissen und in der Moralität machen, um mit andern gesellschaftlichen Einrichtungen Schritt zu halten, so würden sie nicht die Maßregel ergreifen dürfen, erst durch den Krieg zum Frieden zu gelangen, wie Sully sagt. — Kriege zerstören immer, sie sind mit den Staaten, deren Größe und Kraft im Ackerbau, Handel und Industrie bestehet, in geradem Widerspruche; sie sind die gefährlichsten Mittel von der Welt, um einem Staate Reichthum, Fleiß, Gewerbe zu schaffen oder Ruhe und Ordnung zu erhalten, weil sie gerade dieß alles zertrümmern. Da, wo so oft in einer Stunde der Krieg beschlossen wird, fühlt man nicht seine Schwere, sein Tödten der Menschlichkeit, des Seelen-Adels, sein Verderben aller guten brüderlichen Gesinnungen. Es ist schauderhaft, daß oft ein einziger eigensinniger Gedanke hinlänglich ist, Menschen wie Vieh hinzuopfern. — Den Wohlstand und die Größe der Staaten durch Kriege, Blutvergießen und Erschöpfung der Nationen selbst bewirken wollen, heißt eigentlich unheilbare Wunden schlagen, um Nadelritze zuzuheilen und das Mark des Landes schnell zu verzehren. — Zu unsern Zeiten ist jeder Krieg unweise. Die Nationen wollen ihn warlich jetzt weniger, wie ehemals. Sie wissen es aus der Geschichte der Vorzeit und aus eigenen Erfahrungen nur gar zu gut, daß Krieg ein zweyschneidiges Schwerdt ist, welches der bürgerlichen Gesellschaft ins Herz gestoßen wird, und sehr tief verwundet. Im Unverstande der Menschen liegt die Ursache zum Kriege tief verborgen, und wenn sich überdem noch Leidenschaft des Ehrgeizes, Eigennutzes und der

Rachsucht dazu gesellt, dann kann freylich der Ausbruch derselben weder durch die moralischen Vorschriften eines Hugo, Grotius, Puffendorfs und aller übrigen philosophischen Friedens-Prediger, noch durch andere vernünftige politische Systeme gehemmt werden. — Als wahr können wir annehmen: Jedes bis zum Ackerbau und Handel kultivirte Volk ist für sich friedlich gesinnt. Gern läßt es jedem fremden Volke das gleiche Recht wiederfahren, wenn es nur sicher weiß, der Ruhe genießen zu können. Genug, die Politik, die nur Krieg wünscht, verschwendet auf die fruchtloseste Art das Mark und die Stärke kultivirter Staaten. Aber wir finden ein noch erheblicheres, aber auch eben so trauriges Resultat, was uns die Geschichte unserer Welt vorlegt, es ist dieses: —

Alle Kriege vom ersten bis zum letzten predigen die leidige Wahrheit, daß die Erziehung des Menschengeschlechts noch sehr weit von ihrer Vollendung entfernt ist; daß selbst die reine christliche Religion darauf noch wenig Einfluß sich hat verschaffen können. In welche Nichtigkeit verfällt des größten, glücklichsten Fürsten Eroberung, wenn wir die hundert tausend Schlachtopfer, die für ihn bluten mußten, die Zerstörung häuslicher Glückseligkeit und die allgemeine Demoralisation, welche den Kriegen nachhinkt, ihr entgegen stellen? Ohne die Hoffnung, daß einst eine Zeit kommen werde, wo Krieg dem Menschen ein unbegreifliches Ding seyn wird, könnte man beynahe an einer göttlichen Vorsehung verzweifeln. Diese glückliche Zeit kann dann nur erst eintreten, wenn die Hauptlehre des erhabensten Moralisten: „was Du nicht willst, das Dir andere thun sollten, das thue ihnen auch nicht," von den Fürsten der Erde nicht bloß mit dem Munde bekannt, sondern auch wirklich ausgeübt werden wird; wenn die Staaten einer gegen den

andern, durch That zeigen werden, daß sie glauben, es gebe für sie nicht bloß eine Politik, sondern auch eine Moral. Aber dazu gehört wahre Aufklärung. —

Wir müssen daher durchaus wünschen, daß die Kriege immer verhaßter werden. Man muß nicht aufhören dagegen zu reden und davor zu warnen. Sieht man einst das Unrecht und die Thorheit derselben ein, so wird man auch die große Anzahl stehender Heere lästig, schädlich und überflüssig finden, und nicht mehr bewaffnete Bürger zu sehen wünschen, als die innere Sicherheit des Staats erheischt. Was können uns bloße militärische kriegerische Staaten helfen, wo der Soldat der erste im Staate ist, und auch seyn muß? In solchen geht das Zarteste und Höchste des Menschen nicht auf. Da hat das menschliche Wort keine Freyheit. Künste und Wissenschaften können nur im reinsten Aeter-Element der Freyheit am menschlichsten blühen. In jenen Militär-Staaten hängt alles an einer langen Kette. Vielleicht leben wir jetzt einem glücklichern politischen System entgegen; der große, seltne Mann unseres Zeitalters wird es gründen, und die Kriege werden seltner werden. Ein allgemeiner fester Friede wird die Folge der neuen Schöpfung seyn. —

32.

Eine weise Einrichtung der Vorsehung will, daß alle Völker der Erde, oder eines Erdstrichs, unter einander durch ihre wechselseitigen Bedürfnisse verbunden werden; daß eine Gegend geschickt sey dieß, eine andere etwas an-

deres vor allen andern hervorzubringen. Frankreich hat das Glück, sich bey dieser Güter-Vertheilung von der Natur auszeichnend gut bedacht zu sehen, so daß es vielleicht außer Aegypten das einzige Land ist, das so allgemeinen Ueberfluß an allem hat, was zu den Nothwendigkeiten oder bloßen Bequemlichkeiten des Lebens gehört. Seine Korn- und Hülsen-Früchte, seine Weine, Moste, Flachse, Hanfe, Salze, Wolle, Oele, Farben, die unzählbare Menge von großen und kleinen Vieh, womit der Mensch sich größtentheils nährt, setzen es in den Stand, nicht nur seine Nachbarn um keines dieser Lebensmittel beneiden zu dürfen, sondern selbst denen, welche mit einigen derselben einzig Handlung treiben, wie Italien, Spanien, Sicilien, den Vorzug streitig zu machen. —

Es ist wahr, das Klima versagt die Seide. Der Frühling fängt zu spät an, und ist beynahe immer außerordentlich naß. Dieser Umstand, welchem durchaus nicht abzuhelfen ist, betrifft nicht nur die Seidenwürmer, die deswegen so schwer auskriechen, sondern auch die Maulbeerbäume, von denen diese Insekten sich nähren, und welche zu der Zeit, da sie ihre Blätter treiben, eine sehr gelinde Luft erfodern. Die Mühe, diese Bäume in einer Gegend zu vermehren, wo jetzt keine wachsen, muß sehr groß seyn. Fünf Jahre hindurch, die sie haben müssen, ehe ihr Fortkommen gesichert ist, wegt man seine Zeit, seine Arbeit und den Ertrag des Landes, welches man damit besetzt hat. Doch sollten uns diese Schwürigkeiten von dieser Unternehmung abschrecken und so sehr verdrüssen? Darauf kommt es an! —

Es ist ausgemacht, daß die Arbeiten und Beschäftigungen des Landlebens und Feldbaues nur diejenigen müssig lassen, welche es durchaus seyn wollen. Man muß also damit anfangen, den Grund wegzuräumen, welcher von dem Müssiggange des Volkes hergenommen ist und allein Aufmerksamkeit verdiente, wenn er gegründet wäre. Was thut man denn, wenn man dem Volke den Seidenbau zur Beschäftigung giebt? —

Einmal läßt man es ein Gewerbe, welches ihm ein sicheres und reichliches Auskommen verschafft, gegen ein anderes vertauschen, dessen Ertrag zufällig und zweifelhaft, und welches es ohnehin, ohne daß man sich viele Mühe zu geben braucht, dem ersten vorziehen wird; der Mensch ist von Natur nur all zu geneigt, jede mühevolle Lebensart, wie doch der Ackerbau in jeder Rücksicht ist, gegen eine andere bequemere zu verlassen, welche weniger, wie dieß der Fall beym Seidenbau ist, ermüdet. Allein eben dieß ist auch ein zweyter Grund, welcher beweiset: wie gefährlich es ist, dem Landmanne diese Beschäftigung zu geben. —

Man hat zu allen Zeiten bemerkt, daß die besten Soldaten aus den starken, körnigten, nervigten Bauer- und Handwerks-Familien kommen; dafür nehme man nur Menschen, die keine andere Arbeit kennen, als solche, die selbst Kinder verrichten können. Man wird sie zum Kriegesdienst gar nicht mehr tauglich finden, der aber durchaus eine starke Leibesbeschaffenheit erfordert, die durch eine Arbeit erhalten werden muß, welche alle Kräfte des Körpers in Thätigkeit setzen und ausbilden kann. —

So wie man den Landmann, in jeder Rücksicht die wahre Stütze des Staates, entnervet, so werden zugleich

bey den Städtern dem Luxus mit seinem ganzen Gefolge, Wollust, Weichlichkeit, Müssiggang und der Familienzerrüttung die Thore geöffnet. Dieß ist für alle die nicht zu befürchten, welche wenig haben, und sich auch mit Wenigem zu behelfen wissen. Haben wir denn nicht jetzt schon genug solcher unnützen Bürger, welche unter einem seidenen, Gold- und Scharlach-Rock, alle wahrhaft weibliche Sitten verbergen? — Wenn es nothwendig ist, den Luxus zu bezähmen, welcher unvermerkt alle Theile des Staates angesteckt hat, so ist es auch weit nothwendiger, die traurigen Folgen desselben bey denen aufzuhalten, für welche er nicht mehr bloß eine Gelegenheit zur Verschwendung und Weichlichkeit, sondern selbst eine Ursache des häuslichen Verderbens und Verfalls ist.

Der Einwurf von den unermeßlichen Geldsummen, welche für den Luxus ins Ausland gehen, ist ein Beweis von dem, was ich eben gesagt habe, und enthält nicht alles, was man daraus folgern will. Will man über die Nachtheile, welche aus dem Ankaufe und der Einfuhre dieser theuern Waaren entstehen, richtig urtheilen, so wird man sehen, daß das beste eigentlich wäre: sie ganz abzustellen, und die Einfuhre ganz und ernstlich zu verbieten, auch durch zweckmäßige scharfe Gesetze, Kleider und Meubel zu bestimmen; und in dieser Rücksicht alles auf den Fuß zu setzen, auf welchem es zur Zeit Ludwigs X., Karls VIII. war.

Die Nothwendigkeit, die man sich auflegt, sich lieber in fremde Fabrikprodukte, als in andere einheimische zu kleiden, ist nur ein Fehler der Einbildung, und der Werth, den man darauf setzt, ein Uebel, welches man sich selbst

wissentlich zufügt. Wer nur ein wenig der Quelle dessen, was man Mode nennt, nachspüren wollte, würde zu unserer Schande entdecken, daß eine kleine Anzahl von Menschen der verächtlichsten Art, die es in einer Stadt, welche alles ohne Unterschied umfaßt, geben kann; Menschen, gegen die wir, wenn wir sie kennen, alle Verachtung, die man für sittenlose Geschöpfe, oder alles Mitleiden, das man für Narren hat, empfinden, dennoch über unsere Beutel schalten, und uns unter der Herrschaft aller ihrer närrischen Einfälle erhalten.

Die seidenen Kleider sind es aber nicht allein, gegen die sich die Hand des Fürsten erheben müßte. Nach einer andern Vorschrift und Anordnung müßte der Gebrauch der Diamanten, anderer Edelsteine, der Bildsäulen, Gemälde u. s. w. unterworfen werden.

Wenn man sich beklagt, daß die Ausländer alles Gold und Silber aus dem Lande ziehen, wenn man an Equipagen, Gefäßen, Hausrath und andere Stücken, wozu diese Materialien verarbeitet werden, den ungeheuren Aufwand berechnet, welcher damit gemacht wird; wenn man überlegt, was man thörigter Weise an Gärten, Gebäuden und andern kostspieligen Werken, Festen, Liquers, Parfüms und was weiß ich alles, an übertrieben erkauften Stellen, bey und an Ehen verschwendet; so findet man leicht, daß die fremden Manufakturen nicht den zehnten Theil des Goldes wegnehmen, das in Frankreich verschleudert oder ganz unnöthiger Weise verpraßt wird. — *)

*) Heinrich IV. griff nach allem mit Wärme, was den Glanz und Vortheil des Staats zu befördern

schien. Bey den Umgebungen der Fürsten fehlt es nie an Projektmachern. Beaumelle sagt: „Die Projektmacher sind die Aerzte des Staats. Sie muthmaßen, bekräftigen eine Sache und lügen dabey so gut, als jene. Alle beyde machen sich der Menschen Thorheit zu Nutze; sie werden oft auf dem nämlichen Wege reich, auf welchem tausend Andere arm geworden sind; sie leben zwischen Furcht und Hoffnung. Man spottet sowohl des Einen als des Andern, und kann Ihrer dennoch nicht entbehren." — Heinrich wurde auch durch solche Staatsärzte bestimmt, Seidenmanufakturen und sehr große, für diesen Manufacturzweig eingerichtete Gebäude erbauen zu lassen. Der einsichtsvolle Sully war diesem Projekt ganz dagegen; er machte seinem König Gegenvorstellungen und versuchte, ihm alle seine Gründe auseinander zu setzen. Aus diesen entstand jenes Raisonnement, wo man zugleich Grundsätze dieses Ministers über die Schädlichkeit des Luxus entwickelt findet. — Man muß ihn dabey aber nicht verkennen. Setzte er sich auch mit ganzer Energie seines Karakters dem Luxus entgegen, der bloß die Erzeugnisse des auswärtigen Erwerbfleißes zu seinen Bedürfnissen macht, so betrachtete er doch den Luxus, welcher die Erzeugnisse des National-Kunstfleißes zu seinen Bedürfnissen wählt, nicht geradezu als ein Uebel, vielmehr unter weiser Leitung, als Wohlthat für die Nation. — Nach strengen, moralischen Grundsätzen, die beständig des biedern Sully's Leitstern waren, findet man freylich immer im Luxus die Quelle und Nahrung der Inmoralität. Alle Wege muß man alsdann auch verdammen, die dahin führen. Jetzt müssen wir aber bedenken, daß leyder ein gar großer Unterschied zwischen einem reichen, mächtigen und einem glücklichen Staate ist. Der Fürst, der bloß über Bauern und Hirten regiert, kann der Vater eines sehr glücklichen Volkes seyn;

aber in unserm Zeitalter, wo der Reichste der Mächtigste ist, wird er sich dennoch nicht für feindliche Angriffe sichern können. Der Luxus, wozu der Staat selbst die Gegenstände erzeugt, durch diesen wird immer eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums den fleißigen, thätigen Staatsbürgern eröffnet. Durch solch einen Aufwand wird der Ueberfluß des reichen Wollüstlings in den Schooß der Familie des thätigen Bürgers geleitet und selbst die innere Industrie begünstiget. — Dieß ist die Art des wohlthätigen Luxus, der die Nation für die Anschauung der Kunst empfänglich macht und der mittlern Klasse der Staatsbürger, dem Künstler, Handwerker Gelegenheit verschafft, sich durch ästhetische Bearbeitung der Luxusgegenstände aus ihrer, am Staube klebenden Ohnmacht zu erheben.

Ich dächte also, man könnte sich über die schon lange durchprüfte Theorie der Schädlichkeit und Nichtschädlichkeit des Luxus sehr bald einigen. Ist derselbe die Folge der höhern fortschreitenden Kultur des Staats, des Erwerbs, des Fleißes und der unermüdeten Thätigkeit eines Volkes, dann liegt Gewinn und Vortheil klar am Tage. Finden wir die Quelle in einer bloß eiteln Nachahmungssucht, verbunden mit Sittenlosigkeit, dann frage man weiter nicht, ob und warum der Luxus schädlich ist? — Wird er nicht bloß im Innern des Landes erzeugt, immer nur auswärts hergeholt, oder werden seine Realitäten nicht gegen Andere umgetauscht, und ist der Hang nach ihm so ungestüm, daß das Verhältniß der Kräfte der Staatsbürger dabey leidet, so ist er gefährlich, blendend ohne Wärme, und verzehrend ohne Nutzen. Er gleicht alsdann dem hungrigen Tyger, der selbst seiner Kinder und seines Weibes nicht schont, und alles um sich her verheert. —

Sully's Raisonnement führt aber noch auf eine andere wichtige Frage: ob wohl ein Fürst den Luxus in öffentlichen Schutz nehmen soll dadurch, daß er ihn selbst treibt? Dieß würde nie zu billigen seyn. Derjenige, dem viele Mittel zu Gebote stehen, kann zwar große Zwecke erreichen; aber wer kann die Grenze bestimmen, bis dahin und nicht weiter sich der aus seinen Ufern getretene Strom des Luxus verbreiten soll? Die Beyspiele mehrerer Kaiser des alten Roms, verschiedener Könige des neuern Zeitalters, besonders in Frankreich, haben den Beweis geführt, daß, wenn der Erste im Staat auch zugleich der luxuriöste ist, er einem gefährlichen Waldstrome gleicht, der das ganze Thal überschwemmt, und alles mit sich hinwegreißt. Da hingegen darf der Erste im Staat auch nicht bloß das Beyspiel des genügsamen Philosophen geben; er darf nicht Alles, was glänzt, Flitterwerk, alles, was die Sinne erfreut, Tand nennen; nicht darüber spotten und unwillig werden, denn sonst entzieht er, ohne es zu wissen und zu wollen, hundert fleißigen Menschen ihren Lebensunterhalt. — Friedrich der Einzige, so schlecht auch sein körperlicher Anzug war, sah es dennoch herzlich gerne, wenn die Bewohner und Bürger seines Staats und seiner Königsstadt sich glänzend kleideten; die in Geckerey ausarteten, verachtete er. Mit welcher Pracht wurden bey ihm gewisse Hoffeste gefeyert? Auch in seinen Gebäuden ist ein gewisser Grad des Luxus sichtbar. Dadurch hob er seine Fabriken und Manufakturen, so wie sein Großvater, durch seine Liebe für einen gewissen Luxus, die von dem großen Churfürsten aufgenommenen Hugonotten, ihr Vaterland vergessen machte. Unter jedem andern Fürsten, der mäßiger und sparsamer aus Temperament gewesen, würden diese fleißigen und geschickten Kolonisten eben so schleunig wieder haben auswandern müssen. —

Auch schon lange genug haben wir uns in der Welt herumgefragt: Ob der Luxus durch gar keine Gesetze eingeschränkt werden soll? — Aufwandsgesetze, wenn sie gleich keine Universalmedizin gegen Staatsbankerotte sind, so können sie doch immer recht gute Präservativmittel für einzelne Staatsbürger werden, die sich durch unbegrenztes Wohlleben zu früh erschöpfen und dadurch Staatspensionärs werden. Sollte es also nicht wirkliche und heilige Pflicht der Regierung seyn, so wie es auch Sully haben wollte, durch Aufwandsgesetze die Vormünder ihrer Unterthanen zu werden und sie zur goldenen Frugalität zurück zu führen? In gewisser Hinsicht wohl wahr: wann uns nur nicht die Resultate aus so vielen Zeitaltern bewiesen, daß alle Luxusgesetze und Einschränkungen wenig oder gar nichts geholfen, und sogar für Viele äußerst ungerecht ausgefallen. Auch Heinrich IV. ließ auf Sully's Andringen verschiedene Gesetze aus, dem Luxus Grenzen zu setzen. Sie wurden aber bald eludirt. Wir finden ein solches Gesetz von von 1604, welches das Weiseste von Allen war; denn, nachdem er darin Gold und Silber auf Kleidern zu tragen verboten hatte, setzt er hinzu: „Inzwischen nehmen wir hievon Freudenmädchen und Spitzbuben aus, die uns nicht so sehr interessiren, um ihnen die Ehre zu gönnen, daß wir uns um ihre Aufführung bekümmern.“ — Strafgesetze gegen durch Luxus zurückgekommene Verschwender können noch eher statt finden. Auch hier aber dürfte es dem Gesetzgeber sehr schwer werden, gerechte Gesetze aufzustellen, und dem gewissenhaften Richter könnte es wohl noch schwerer werden, darnach zu richten. —

Denn, was heißt verschwenden? läßt sich dieß wohl nach den relativen Verhältnissen bestimmen? Wo fangen die Grenzen an, wo hören sie auf? zwey Men-

schen handeln auf die nämliche Art. Der eine hat verschwendet, der andere hat gegeizt. Zwey andere tragen gleiche Kleider; der eine fröhnt dadurch dem Luxus, der andere geht armselig einher. Der Schneider, Schustermeister geht am Sonntage mit seidenen Strümpfen vors Thor spazieren, er arbeitet in den Wochentagen fleißig: aber widrige Zufälle, Krankheiten und dergl. drücken ihn unter, seine Gläubiger verlieren an ihm; kann ihm das Gesetz der seidenen Strümpfe wegen als einen Verbrecher züchtigen? —

Aufwandsgesetze können und werden also nie das wirken, was wir von ihnen erwarten: Sie veranlassen nur thörigtern, genußlosern Luxus und sind überdem Eingriffe in des Menschen Freyheit, in das Recht zum Genuß; um so mehr, weil hier alles relativ ist und bleibt. Auflagen auf den Luxus sind alles, was der Staat thun kann, um ihn zu leiten, zu mindern. Aber auch hier lehrt uns wieder die Erfahrung, daß diese theils nicht immer den genußlosesten Luxus treffen, theils daß sie es auch zu einem Theil des Luxus machen, diese Auflagen zu bezahlen. Nur das Beyspiel könnte am kräftigsten wirken. Das Beyspiel von Oben herab, und das geachteter, angesehener, weiser Männer im Staat. Alsdann schweigt gewiß die Lästerung. Freylich erfahren wir und sehen es in unsern Tagen, daß auch das Beyspiel nicht durchweg und überall wirkt. Indessen der Gute, und deren giebts doch manche, freut sich dessen und folgt. Wer nicht folgt ist hingegeben im verstockten Sinn, zu thun, was nicht taugt. An dem ist aber auch nichts verlohren. —

Dem Gedeyhen des Staats ist also ein gewisser Grad des Luxus durchaus nothwendig; er ist von der Kultur unzertrennlich. Er bevölkert das

Land und die Werkstätten des Bürgers; erweckt das schlummernde Genie und den erdrückten Kunstfleiß; er verfeinert den Geschmack und auch sogar die Sitten. Er erzeugt den mächtigsten Trieb zu einer nützlichen Thätigkeit; nützlich wird er für den Staat und dem einzelnen Staatsbürger, wenn er, ohne Verletzung höherer Pflichten unserer Verhältnisse, befriedigt werden kann. Sehr schädlich für diesen, wenn dieß nicht geschieht; aber nicht immer für den Staat. Diesem kann auch die Verschwendung des reichen Thoren auch sogar dann, wenn sie ihn zum Bettler macht, nützlich werden. Der thätige arbeitsame Bürger kann durch seine Verschwendung gewinnen, ohne die er von dem Thoren nichts erhalten würde. —

Die Bedürfnißlosigkeit des Otaheiters wäre nach unserm gesellschaftlichen Zustande für uns kein Glück. Für ihn ist sie es nur aus Mangel an Vorstellungen und Kenntnissen. Das höhere Glück, welches uns die Erweiterung und Berichtigung unserer Ideen gewährt, können wir nicht gegen die Ruhe und Einfalt jener Begierdenlosigkeit vertauschen. Wir können dabey auf Abwege gerathen; diese zu vermeiden lehrt uns aber die Vernunft. In der Ursache des Uebels ward uns auch das Mittel dagegen gegeben: Genieße ist das große Gesetz der reinen Freude, welches die Vernunft sanktionirt. — Genieße Alles, was du kannst, ohne eine Pflicht zu verletzen, ohne einen höhern, längern Genuß aufzuopfern. — „Genuß, sagt Graf Soden in seinem trefflichen Werke über National-Oekonomie — ist der Sporn aller Produktion. Er wird abgestumpft, so bald die Masse und die Wahl der Genußmittel eingeengt wird. — Die Klagen über den Fortschritt des Luxus sind oberflächlich. Sie

scheinen

scheinen größtentheils von einer hämischen und inhumanen Empfindung, von dem Stolz und Neid gegen die niedere Volksklasse diktirt." —

Die allgemeine Stimme rühmt die Vorzeit deswegen, weil man damals noch nichts vom Luxus wußte; wenigstens zeigte er sich nur bey außerordentlichen, festlichen Angelegenheiten. In unserm Zeitalter, behauptet man, habe sich das alles geändert. Unser Luxus hat einen ganz andern Karakter angenommen; er trägt, meynt man, ganz ein Sibaritisches Gepräge, und hat, so zu sagen, ganz und gar die Vormundschaft der Klugheit abgeschüttelt; herrscht als Despot in jeder Rücksicht: ist eine Kontagion, die sich von dem üppigen Besitzer der Palläste bis auf die geringsten Bewohner der Buden verbreitet, und zwar mit einer Schnelligkeit und in einem solchen Grade um sich greift, daß man erstaunen muß. — Dieß ist die gewöhnliche Stimme unserer Zeit. Aber mit aller Achtung für die öffentliche Stimme kann sie hier doch wohl irren. Luxus ist so lange wir denken können gewesen. Man begreife nur, es ist völlig einerley, ob ich mit hundert Thaler so viel Aufwand mache, als mit hundert tausenden. Alles in unserer Welt richtet sich nach dem allgemeinen Stellvertreter der Dinge, dem Gelde. Vor dreyhundert Jahren war z. B. der schon ein Krösus, der hundert alte Gulden in der Tasche hatte, jetzt nicht viel besser, als ein Irus. — Olivier Wilke, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wurde zum Parlamentsgliede der Stadt Bristol ernannt. Er gab dieser erhaltenen Würde wegen, so wie es noch heute geschieht, seinen Freunden ein prächtiges Mahl, was einen Schilling kostete: und dieses Aufwandes wegen ließen ihn seine Verwandte für einen Verschwender erklären. — Solche Beyspiele würden wir auch in der Geschichte

unseres Zeitalters finden, die bey dem ersten Anblick als Kennzeichen der höchsten Frugalität, und bey näherer Betrachtung, mit Rücksicht auf Zeit und Umstände, dennoch als auffallende Verschwendungen gelten können. — Das große Problem, welches überhaupt noch immer bey dieser Materie aufzulösen bleiben wird, besteht darin: wie dem Menschen der Vollgenuß seiner physischen und moralischen Kraft, wie ihm der freye, ungehemmte Schwung seiner Fähigkeiten gesichert, und zugleich jeder excentrische Uebergriff in das Gebiet seiner eigenen und der gesellschaftlichen Wohlfarth begrenzt werden könne?

Wie sehr einträglich übrigens die Seidenmanufacturen, denen Heinrich IV. die Existenz gab, von denen Sully nichts wissen wollte, dennoch für den französischen Staat geworden, hat die Nachzeit bewiesen. Sie hatten bekanntlich einen solchen Fortgang, zu welchem sich Frankreich wenigstens hundert und funfzig Jahre Glück gewünscht hat. Man darf nur auf die Manufacturen von Lion, Sours und mehrerer Städte zurücksehen. Was würde der biedere Sully wohl jetzt sagen, da die Seidenwürmer sogar ihren eigenen Sänger in Frankreich erhalten haben. Ein Herr von Guilhermier gab vor kurzem Heldengedichte über sie heraus. Er klagte, daß dieses kostbare Insekt nicht schon längst gleich der Honigbiene besungen worden; daß Virgil desselben kaum Erwähnung gethan; daß Martial demselben nur zwey, und Properz nur einen Vers geweiht, und daß Plinius und andere Alte mit größter Unkunde, und gleichsam nur im Traume, von diesem schätzbaren Insekt gesprochen. —

33.

Wenn die Protestanten nicht alles glauben, was die Katholiken glauben, so glauben sie doch wenigstens nichts, was diese, wie sie nicht läugnen können, nicht eben so gut, als wir glaubten, und glauben alles, was wesentlich in der christlichen Religion ist; da der Dekalogus, das apostolische Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn der große und allgemeine Grund unseres gemeinschaftlichen Glaubens sind. — Dieß wäre genug. Warum das übrige nicht einem jeden selbst überlassen, als problematische Punkte, von denen das Für und Wider einer völligen Freyheit heimgestellt werden muß.

Wir sind überzeugt, daß es unnütz, daß es sogar frech ist, die Gott selbst vorbehaltenen Geheimnisse ergrübeln zu wollen; hier wollen wir sie nicht nur ergründen, sondern werfen uns sogar zu Richtern derselben auf, indem wir einander aus Verschiedenheit der Meynungen und Einsichten, die wir von ihm in bloß spekulativen Wahrheiten empfangen haben, zu Verbrechern machen. Lassen wir die Erkenntniß derselben, so wie die Erlassung in Ansehung derselben, einzig ihm, und geben wir nur den Herrschern um des allgemeinen Besten willen die Macht, in der Gesellschaft zu bestrafen, was die christliche Liebe verletzt. Es gehört nicht vor die menschliche Gerechtigkeitspflege, sich zu Rächern dessen aufzuwerfen, was die Sache Gottes ist. —

Wenn unglücklicher Weise für uns Protestanten, wir der irrende Theil sind, können sich die Katholiken einbilden, daß sie uns durch Schimpfen und Verfolgen dahin bringen werden, ihre Gesinnungen anzunehmen? Mitleiden

und Sanftmuth sind die einzigen Mittel, welche der Religion förderlich sind, und die sie lehrt. Der Feuereifer ist nichts als Rechthaberey oder Ungestüm unter einen schönen Namen versteckt. — Nichts ist wahrer und einfacher, als diese Darstellung. Aber unglücklicher Weise erstrecken sich die Rechte, welche die Menschen der Wahrheit über sich selbst einräumen, nur über sehr wenige Dinge, und was sie Vernunft und Religion zu nennen übereingekommen sind, ist, wenn man es recht betrachtet, beynahe durchgängig nichts, als die Richtung ihrer Selbstsucht. — *)

*) Zu Sully's großen Arbeiten und ruhmvollen Bemühungen unter Heinrichs Beystande gehörten auch die: eine vollkommne Eintracht zwischen beyden Religionspartheyen zu Stande zu bringen. Er entwarf Vorschläge, deren Annahme von den Katholiken und Protestanten seiner Meynung nach die Weitervereinigung beyder Religionen, oder wenigstens die Erhaltung des Friedens unter denselben bewirken mußte, durch Zerstörung der gehässigen Vorurtheile, womit ein Theil den andern als ketzerisch und gefährlich für den Staat behandelt, und dafür wieder als gottlos und abgötterisch behandelt wird. —

Aber der Wunsch nach Glaubenseinigkeit, wie oft hat sich dieser schon in der Welt bis auf den heutigen Tag, wo auch der Kardinal Maury, und jetzt selbst der überall wirkende Geist Napoleons, an einem Vereinigungsplan aller christlichen Glaubenspartheyen arbeitet, geäußert? Bey vielen ist er bis zum größten Feuereifer geworden. Jede Religions-Parthey hat sich bestrebt, ihre Glaubensartikel zu verbreiten, zu beweisen, sie als die einzigen Stützen der Religion, Tugend und Glückseligkeit in dieser und der künftigen Welt vorzustellen; den Ungrund, die Gefährlichkeit der ent-

gegenstehenden Meynungen darzuthun, um dadurch die Andersdenkenden zu bewegen, ihren Irrthümern zu entsagen und sich zu dem allein heiligmachenden Glauben zu bekennen. Wenn dieß alles nichts fruchten wollte, so griff man oft zu kräftigen Mitteln. Zwang und Druck, Ausschließung von öffentlichen Staats- und bürgerlichen Aemtern, Gefängniß-, sogar Lebensstrafen waren die Einladungen, wodurch man des Menschen Geist zum Andersdenken nöthigen wollte. — Diese Geistes-Tortur war und wird immer die Folge der Nichtbeachtung der verschiedenen Anlagen seyn, mit welchen verschiedene Menschen auf die Welt treten. Bey der Verschiedenheit ihrer Erziehung, ihres Unterrichts, ihres Umganges liegt es doch wohl ganz klar am Tage, daß sie über viele Dinge, besonders über solche, die wir Glaubens-Artikel nennen, die ganz außer des Menschen Gesichtskreise liegen, und mehr ein Gegenstand des Glaubens, als der Untersuchung sind, verschiedener Meynung seyn müssen. Widerspruch, mithin auch Streit, entsteht offenbar, sobald man Meynungen benehmen will. Braucht man Gewalt, so werden sie erst recht heilig, und der Mensch fühlt alsdann Beruf zum Märtirerthume. Verbindet sich gar noch Grausamkeit mit Gewalt, so wird ein Scheusal erzeugt, welches noch furchtbarer, als die Pest, ist. So haben alle ehemaligen Bemühungen, Glaubens-Einigkeit zu befördern, ihres Zwecks verfehlt; sie haben Glaubens-Uneinigkeit, Glaubens-Streit und Glaubens-Kriege erzeugt. —

Ein gar gefährliches Spiel bleibts überhaupt, alle Glaubensmeynungen in einen Sack füllen zu wollen. Weit besser, man lasse einen jeden in der Stille für sich meynen, so wie jeden Wind wehen, und dann nehme jeder wie er kann das Beste heraus. — Wenn überhaupt jede Einheit in den Meynungen vom Den-

ken ausgehen muß, und sich auf dasselbe stützt, hiernächst aber wieder die Einigkeit im Denken durch Erziehung, Umgebungen, Beyspiele, Lehre und dergleichen, stets gestört und aufgehoben wird, so läßt sich auch in dieser Hinsicht noch weit weniger Einheit religiöser Meynungen erwarten. Eine solche Einheit würde aber auch gar nicht Gewinn für die Menschheit seyn. Nur das Verschiedene ist ein Reiz zum Denken. Die Uneinigkeit in den Meynungen ist eine stete Aufforderung durch Nachsinnen, Einheit in den Meynungen hervorzubringen, und da nun dieses Drängen und Treiben nach Einigkeit stets fortdauert, so ist es ein treffliches Kulturmittel der Denkkraft. Durch Uneinigkeit geht der Mensch zu seiner Mündigkeit, durch Verschiedenheit der Meynungen erzieht er sich zum Selbstdenker. — Im Praktischen wird jeder Staat dabey auch am meisten gewinnen, wenn er alle Arten von Glaubensmeynungen und Gottesverehrungen schützt. Alle religiöse Anstalten, wie verschieden auch die Glaubenslehrsätze seyn mögen, sind der festeste Grund der gesellschaftlichen Moral. Jene Toleranz, welche das Evangelium lehrt, die Philosophie predigt, fesselt den Aberglauben und macht uns die heiligen Gesetze der Menschlichkeit theuer. Der Katholik habe immer seine Kirchen und Heiligen, der Protestant seine Tempel ohne Bilder; der Jude seine Synagogen, der Indianer seine Pagoden, der Muselmann seine Moscheen. Die gesellschaftliche Ordnung wird durch jene Verschiedenheiten nicht gestöret werden. Der Gott der großen Natur liebt und genehmigt die Huldigungen und Gebete der Menschen aus jedem Klima. So denkt und handelt der amerikanische Staat. Religiöser Glaubens- und Meynungsdruck ist dort eine ganz unerhörte Sache. Es giebt dort, wie bekannt ist, keine herrschende und vorzughabende Kirche. Alle Sekten und Religionsverwandte haben dort gleiche Rechte und Vor-

theile. Jeder, der nur Gott fürchtet, seine Pflichten erfüllt und Recht thut, ist der willkommenste Bürger des Staats. —

Ein Beyspiel der strengsten Religionstoleranz gab Rudolph, Graf von Sulz, katholischer Religion. Er heyrathete im Jahr 1605. Agalta, Gräfin von Honau, eine Protestantin. Bey seiner Vermählung stellte er folgende Urkunde aus: — „Ich Rudolph, Graf von Sulz, verspreche bey meinem gräflichen Ohr, oder der Teufel soll mich holen, daß ich meine zukünftige Gemahlin bey ihrer Religion bleiben lassen, auch im mindesten zu keinem Abfall Anlaß geben will. Ich habe droben zwey Bibeln, hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zwey kaufen. Sie lese nur tapfer und fleißig darin. Zu dem nehm ich bloß ihren Leib, nicht ihre Seele. Ich bleibe bey meiner Religion, darin ich von Jugend auf erzogen worden bin; ich weiß, daß ich auf der rechten Bahn bin. Will sie nicht in den Himmel, so fahr sie zur Hölle.“ —

34.

Durch eine unendliche Menge von Beyspielen scheint es mir eine erwiesene Wahrheit zu seyn, daß die Absichten einer guten und weisen Regierung nicht durchaus mit denen des Volkes übereinstimmen dürfen. Die Betrachtungen, welche das Volk bestimmen, sind selten ohne einigen Eigennutz oder Leidenschaft. Nie, oder höchstselten, gehen sie über den gegenwärtigen Augenblick hinaus. Selbst die Vernünftigsten, mißgeleitet durch ihr eigenes Gefühl, scheinen, ob-

schon nicht ausdrücklich, ja sogar ihnen selbst unmerklich, mit einander im Bund zu stehen, um nur für sich selbst zu sorgen und ohne sich um das Weitere zu kümmern. —

Diese Gewohnheit liegt tief in der Natur des menschlichen Begehrungsvermögens. Man will genießen und glücklich seyn. Dieß ist die Sache der Gegenwart. Unglücklicherweise fordert aber unter manchen Umständen die Staatsklugheit einer weisen Regierung, diesen Genuß und die Vollendung dieses Glücks noch um zehn, zwanzig, funfzig und mehr Jahre zu verschieben.

Wie will man nun diese Entsagung dem großen Haufen, wie will man sie sogar der kleinen Zahl derer angenehm machen, die sich durch ihren Geist über jene erheben könnten, durch ihre Begierden aber wieder zu ihnen herabsinken? Ganz anders verhält es sich aber mit einem guten und weisen Fürsten oder einem Minister, der seine Stelle vertritt und seine Pflichten ausübt. — Freylich muß er für das Glück seiner Unterthanen arbeiten. Er weiß aber auch, daß man dieß Glück beynahe immer verfehlt, so oft man es zu eilfertig herbeyführen will, und daß, wenn man es so verfehlt hat, das wahre Uebel, worein dieser Irrthum stürzt, den bloß eingebildeten Schaden weit übersteigt, über welchen die Menschen sich, sobald ihnen irgend etwas fehlt, beklagen. Welches Glück für einen Staat, nach Grundsätzen regiert zu werden, die ihn auf den Weg zum Glück leiten! Er stößt jeden vorübergehenden und bloß individuellen Vortheil von sich, um zu diesem allgemeinen Besten hinanzustreben. — Ein Fürst muß nicht weniger Vater für die Unterthanen seyn, die erst nach drey oder vier Zeugungen leben, als für die, welche schon jetzt leben. Diese

Eigenschaft zeigt ihm eine falsche Zärtlichkeit, die er gegen diese auf Kosten der Andern in eben dem Lichte, in welchem die Vorliebe eines Hausvaters für einige seiner Kinder erscheinen müßte, wenn er von dieser wüßte, daß sie seine ganze Familie zu Grunde richten würde. *)

*) Bey näherer Analise dieser Meynung Sully's scheint er eigentlich auch nur beweisen zu wollen: — daß die Menschen überhaupt, und so auch insbesondere jedes Volk, nicht immer und bloß durch ihre Vernunft geleitet und regieret werden können, weil sie bey weitem noch nicht vernünftig genug ausgebildet sind, und daß daher die Fürsten und Gesetzgeber, die mit dem Volke raisonniren und dieses immer vorher zu Rathe ziehen wollten, geradezu die Stimmenmehrheit der Unvernünftigern verlangen würden. — In mancher Hinsicht kann es richtig seyn, daß man dem Volke oft nur befehlen müsse; daß zwar jeder das unverleihbare Recht hat, über Gesetze, Einrichtungen frey zu denken und zu urtheilen; aber dieses Recht ist auch stets mit der Pflicht, zu gehorchen, verbunden. Unleugbar ist es aber auch, daß die Menschen nur durch die größte Vernunft gut und sicher regiert werden können. — Nach dieser Regierung der Vernunft muß bey allen Nationen, in allen Staaten gestrebt werden, wenn es in der Welt wirklich besser werden soll. Diese Art der Regierung besteht darin: daß jeder genau wisse, was er zu thun hat; daß jeder im Kreise seines Berufes seiner Pflichten, bey allem, was die Regierung unternimmt, hell sehe. So wird auch wahre Aufklärung erzeugt; das wahre Gegengift der falschen. —

Vernunft und die mit ihr verbundene Ruhe von allen Leidenschaften, eine Besonnenheit, die sich nie

übereilt, ein fester Blick aufs wahre, allgemeine Beste, den nie Selbstsucht ableitet, ein Wohlwollen, welches kein Eigennutz trübt, Vorsicht ohne Furcht, Entschlossenheit ohne Eigensinn, Güte ohne Schwäche, Festigkeit ohne Härte; dieß sind die Eigenheiten, welche allein fähig sind, Menschen zu führen und zu regieren, deren eigene Vernunft noch nicht stark genug ist, um ihnen zum eigenen sittlichen Leiter zu dienen.

35.

Die Ursachen des Unterganges und des Verfalls eines Staats sind gewöhnlich: übertriebene Subsidien, Alleinhandel, besonders mit Getreide — Vernachläßigung des Handels und der Gewerbe — des Ackerbaus, der Künste und Handwerke — die große Anzahl der Bedienungen — das übertriebene Ansehen derer, die sie verwalten — die Kosten, Langsamkeit und Unbilligkeit der Rechtspflege — Müssiggang, Luxus, und was diesem anhängt — Liederlichkeit und Sittenverderbniß — Vermischung der Stände — veränderlicher Münzfuß, ungerechte und unvorsichtige Kriege — Despotismus der Regenten — ihre blinde Neigung für gewisse Personen — ihr Vorurtheil für gewisse Stände und Gewerbe — Habsucht der Minister und Günstlinge — Verachtung oder Vernachläßigung der Wissenschaften und Gelehrten — Duldung schädlicher Gewohnheiten und Verletzung der Gesetze — eigensinnige Anhänglichkeit an bloße gleichgültige Gebräuche, oder auch wohl gar an Mißbräuche — Vermehrung drückender Edikte und unnützer Verordnungen. — *)

*) Sully liefert hier ein zwar sehr gedrängtes, aber doch eben so richtiges Register von Gebrechen, die sich nur gar zu oft in Staaten einschleichen, und die nach seinen Grundsätzen den Wohlstand und Ruhm eines Staats sehr bald untergraben können. Sein König verlohr zwar selbst nie — wie Sully ihm einzeugt — die Ideen aus den Augen, deren erhabener Gegenstand Beziehung auf den wahren Vortheil, Ruhm oder Wohlstand des Staats hatte. Aber er wünschte, sie von seinem treuen Minister selbst dargestellt zu sehen; und dieß that dieser auch redlich und unverholen. — Ein trefflisches Muster für alle Minister, die es ehrlich meynen! Wie viel mehrere Gesichtspunkte lassen sich aber auch hiebey noch aufstellen? — Jede Regierung, die dem Verfall des Staats vorbeugen will, strebe doch nur vor allem dahin, die größtmöglichste Freyheit nach den Gesetzen zu erreichen; sie sanctionire nur solche Gesetze, welche die Stimme der Vernunft und das allgemeine Beste, aber auch das Wahre und nicht bloß scheinbare Beste der Nation für sich haben. Sie sey in dem Gerechtsamen unpartheyisch und bewirke nur immer ein Gleichgewicht zwischen allen Ständen des Staats. Sie muß nicht Stände und Personen begünstigen und erheben, die keine Verdienste haben, am wenigsten solche Begünstigungen vererben lassen; eben so wenig Beamte ansetzen, die ihrem Fache nicht gewachsen sind. Dieß erregt Unwillen und Mißvergnügen, schwächt das Zutrauen und die Achtung der Regierung bey der Nation; erregt Haß gegen die Gesetze, und Geringschätzung gegen die Verweser. — Die Nation muß nicht über ihre Kräfte angespannt werden, man mache ihr keine unnöthigen Auflagen, vereinfache die öffentlichen Abgaben und bringe sie in eine gleichmäßige Vertheilung. Ungleichheit der öffentlichen Lasten schadet dem einen Theil immer so viel, als sie dem andern

vertheilt; nicht bloß Neid und Unwillen, sondern auch der allmälige Ruin des andern Theils ist die unausbleibliche Folge. Dieser darf nur auf den Punkt gebracht seyn, wo dem Zugrundegerichteten kein Mittel mehr übrig bleibt, sich zu retten; so bricht das stille Mißvergnügen sehr bald in lautes Murren, der innere Grimm in Widersetzlichkeit aus. Sucht man diese nun mehr mit Macht als Klugheit, mehr durch Intriguen als Weisheit zu stillen, so darf nur ein günstiger Zeitpunkt eintreten, und der Aufstand, die Verwirrung im Innern ist da. — Uebrigens scheint der scharfsehende Sully auch ganz von der Wahrheit überzeugt zu seyn — wovon wir uns auch jetzt selbst noch nicht überzeugen wollen — daß eine, durch Verordnungssucht gar zu weit getriebene Vormundschaft dem wahren Staaten- und Menschen-Wohl geradezu entgegen ist. Die emporstrebende Kraft der Nation wird, statt sie zu beflügeln, gelähmt. Alle Extreme taugen nichts. Aber vorzüglich sind zwey Extreme bey der Staatsverwaltung gleich gefährlich: Uebertriebene Nachlässigkeit und übertriebenes Einmischen der Regierung. — Rousseau und Mirabeau meynten: „die größte Staatskunst bestehe oft im Nichtsthun," und sie mögen sehr Recht haben. Der Hang, beständig zu befehlen und Edikte aufzusetzen, ist oft nicht mehr, als Laune, aus der sehr bald die Laune des Nichtgehorsams entstehen kann. Das Nicht zu Viel Regieren bleibt also eine goldne Regel. Sie steht aber, leyder! gar zu sehr mit allen Schwächen der menschlichen Seele im Widerspruche, um von denen, die regieren, beachtet zu werden. —

Die Regierung muß immer wissen, wo sie nach Maaßgabe der Zeit und der Ortverhältnisse mit ihren Verordnungen und Vorschriften fortschreiten oder

innehalten soll? Mischt sie sich überall und immer ein, geht sie, wo sie stille stehen soll, so stürzt sie Alles in Sklaverey und drückt den eigentlichen Staatsbürgersinn geradezu nieder. —

Wir schreyen in unsern Tagen so viel und laut über den Verfall des Bürgersinns, über die Lauigkeit zur Theilnahme an allgemeine, für die Menschheit wohlthätige Einrichtungen. Der Grund liegt sehr nahe und klar vor Augen, daß die Liebe und der Eifer, den unsere Vorfahren für so viele treffliche Anstalten und Einrichtungen ihrer Schöpfung, aber ohne Einmischung der jetzt beynahe schon unzählbaren Unter- und Oberkontrollen, hatten, jetzt erkaltet. Wer davon die wahre, richtige Ansicht hat, wird sich nicht darüber wundern.

Der freye Spielraum, den unsere Vorfahren bey der ersten Organisation öffentlicher Anstalten vom Staat erhielten, auch bey deren Verwaltung behielten, gab den einzelnen Gliedern einer Kommune, denen die erste Aufsicht darüber anvertraut wurde, Gewicht und Würde. Jetzt ist durch die kleinlichste Einmischung der Staatsadministration, durch die zu beobachtenden unübersehbaren Formen jene Aufsicht mehr eine Folge des Zwanges. Der Begriff von reiner Bürgerpflicht ist niedergedrückt. — Die edelste Quelle, aus der die nützliche Thätigkeit des Menschen fließt, ist das möglichst freye Wirken innerhalb seines Berufs. Jenes Verfahren ertödtet den Geist; und auf diesen kommt doch Alles an. —

Unsere Vorfahren betrachteten öffentliche Bürgeranstalten und wohlthätige Einrichtungen als die ihrigen. Dazu waren sie auch befugt; denn sie hoben sich aus ihrer Mitte, aus ihren Mitteln, wie es auch jetzt noch der Fall ist, empor; und weil sie selbige unmit-

telbar, höchstens unter der Leitung ihrer nächsten Obrigkeit, aber ganz ohne Beschränkung der hohen und höchsten Landesauthoritäten, verwalteten, so hatten sie auch für solche Anhänglichkeit und wahre Liebe. So mußte und konnte alles gedeyhen. Alles wirklich Gute in der Welt, alle Verbesserungen von Wichtigkeit haben ihren Weg fast immer von Unten nach Oben genommen. Künste, Wissenschaften, Schulen, Reformationen sind nicht von den Höfen der Fürsten und der Weisheit ihrer Dikasterien, am wenigsten von denen ausgegangen, die immer nur für baare Zahlen Werth, nicht für moralischen Gewinn Sinn haben. Daher laßt uns doch nur immer das, was von Unten Gut anfängt, beschirmen, nicht zerstören.

Seit der Zeit, da nach den Prinzipien der Staatsverwaltung alle und jede, auch die unbedeutensten Kommüneanstalten und die von den einzelnen Bürgern zu ihrem gemeinschaftlichen Bedürfniß gesammelte Kassen für die Kontrolle der obern Landes-Zahlen-Behörde in Beschlag genommen: seit der Zeit betrachtet sie der Bürger nicht mehr als die Seinigen. Sie [illegible] ihm durch die jetzige Künstlichkeit der Administratio[illegible] verbunden mit einer ungeheuren Masse von Erinnerungen und oft ganz zwecklosen Schreiberey, entfremdet, so daß ein großer Theil der Kommün-Glieder schon nicht einmal mehr weiß, wem eigentlich öffentliche Bürgeranstalten im Staat gehören und in der Meynung steht, daß sie Anstalten der Obern Landes-Behörde sind, weil er die fortwährenden Einmischungen dieser durch oft ganz unpassende Verwaltungsvorschriften von da herkommen sieht. — So muß denn wohl Eifer, Muth und Selbstthätigkeit in des Bürgers Seele erstickt werden. Alle zu weit getriebenen Kontrollen und die unaufhörlichen Einschränkungen vernichten geradezu ihren Zweck. Den patriotischen Beamten machen sie muth-

los und verdrießlich; den trägen aber, schlechtdenkenden Menschen öffnen sie eine Menge Schlupfwinkel, wo er entweder seine Nachlässigkeit, oder seine Betrügerey verbürgen kann. Gewinnt dabey die Menschheit und der Staat? — Auch die verfeinerteste Kontrolle über Pflicht und öffentliche Geschäftsverhältnisse sichert nicht für pünktliche und treue Erfüllung. Die Verfeinerung und Vermannigfaltigung in unsern jetzigen Administrations-Treibhäusern ist selten dem Staat das werth, was er dafür bezahlen muß. — Erweckt und fördert nur das reines Pflichtgefühl des Staatsbürgers; wir bedürfen warlich alsdann nicht der vielen lästigen Formen und kostbaren Staatskontrollen, wobey ganze Schaaren von Offizianten doch nur Handlangerdienste verrichten, um die Verwirrung zu mehren; wir werden dann alsdann weit mehr Bürger haben, wie sie das Vaterland nöthig hat und wünschen muß — Bürger von reiner Vaterlandsliebe beseelt. Da, wo den Menschen der wohlthätige Zwang zur Pflicht ermuntert, geschieht gewiß Alles, was Gut und Nützlich ist.

Eine Uhr, die immer die Hand ihres Schöpfers bedarf, ist ein Stümperwerk. So ist es auch mit dem Staat. Die übermäßig gehäuften Gesetze, Verordnungen, Instruktionen widersprechen und wirken sich einander entgegen; sie verwickeln die innere Organisation des Staats, verursachen alle Augenblicke ein schädliches Stillestehen bis im kleinsten Detaille, und es ist nicht so leicht, die einmal unterbrochene innere Harmonie der Bewegung wieder herzustellen. Ein beständiges Vorschreiben der Regierung hindert auch geradezu die Ausübung. Daher geschieht so wenig und oft gar nichts. Die immer befehlende Regierung verliert den Ueberblick; das Volk die Lust und Kraft zur Befolgung. Je mehr die Staatsadministration

ohne den Buchstaben des Gesetzes bewirken kann, desto besser stehen die Sachen; aber auch der Klugheit gemäßer ist es. Was der Bürger ohne Zwang des Gesetzes thut, sieht er als eine Ausübung seiner Freyheit an, und er handelt um so standhafter und wird selbstständiger. Besteht hingegen das System der Administration darin: die Menschen bloß zu Maschinen machen zu wollen, die sich nur immer nach dem landesherrlichen Kommando taktisch bewegen sollen, denn muß freylich aller Sinn und Geist für Selbstständigkeit erschlaffen, eine mechanische Einförmigkeit entstehen, die Ekel erweckt, und jedem Staate, der sich so geformt hat, über lang oder kurz den Untergang droht. —

Treffend wahr ist das, was Rehberg in seiner Schrift über „die Staatsverwaltung“ auch nach einer langen eigenen Beobachtung sagt: „die republikanische Denkungsart verstattet jedem Hausvater, jeder kleinen Kommune, jeder Korporation im Staate ihre eignen Privatgeschäfte für sich zu besorgen, und nimmt nur alsdann davon Kenntniß, wenn die Angelenheiten ihrer Mitbürger und das gemeine Wesen gefährdet werden. Der ruhige Geist einer solchen Staatsverfassung ist nicht so nachforschend; er frägt wenig, so lange es von selbst gut geht: da hingegen eine Regierung, welche nur immer dahin strebt, den ganzen Staat ganz eigentlich zu Ihrem Werkzeuge zu machen, allenthalben unaufhörlich nachspürt, ob es nicht noch etwas zu Regieren gebe, und immer Alles besser machen will, — und so ist es der erste große Fehler der neuern Staatsverwaltung: daß sie so vieles wissen will, was sie nicht zu wissen braucht, und gar nicht wissen kann.“ —

36.

36.

Es ist nichts seltenes, Minister und Vertraute großer Herren in Ungnade fallen zu sehen; eben so selten ist es, daß sie diese Behandlung durch sträfliche Handlungen verdienen. Sind es aber, wo dieser Fall eintritt, wirklich allemal die Fehler, was die Fürsten bestrafen? Nie beynahe. Sie thun aus Eigensinn, Leichtsinn, Hochmuth und übler Laune das, was nur von ihnen abhängen würde, aus bloßen Beweggründen der Gerechtigkeit zu thun. Es ist, scheint es, das Schicksal der Vernunft, nicht gehört zu werden, sie mag nun die Leidenschaften bekämpfen, oder mag eben das rathen, was diese fordern. — So wird auch jeder Fürst, der seinen Vortheil versteht, nie unterlassen, von Zeit zu Zeit öffentliche auffallende Beweise von seiner Achtung gegen seine Staatsbeamten zu geben, die er gewählt hat. Vorausgesetzt, daß diese Wahl gut ist, wird sie ihm auch, welches ein sehr wesentlicher Umstand ist, die Achtung des Publikums sichern. — *)

*) Sully's Freymüthigkeit, mit der er seinem Könige die Wahrheit sagte, denn ihm blieb, wie jedem ehrlichen Manne, immer nur Wahrheit die Hauptsache, zog ihm auch bisweilen Heinrichs Zorn und die empfindlichsten Vorwürfe zu. So sagte ihm Heinrich einstens bey einer Gelegenheit mit ungestümer Hitze: „Der Mensch ist mir doch auch ganz unausstehlich; er thut immer nichts, als mir widersprechen und alles tadeln, was ich will: Aber, bey Gott! er soll mir noch gehorchen lernen, und mir unter vierzehn Tagen nicht wieder vor die Augen kommen.“ Diese Ungnade war aber nur von kurzer Dauer. Den andern Tag kam Heinrich zu Sully. Dieser beantwor-

tete alle Fragen kalt und bescheiden mit der Aeußerung: „daß ihm nichts übrig bleibe, als Sr. Majestät zu gehorchen, da Allerhöchstdieselben es mißfällig bemerkten, wenn man anderer Meynung zu seyn wagte.“ — Lächlend sagte ihm Heinrich mit einem sanften Schlage auf die Wange: „O, lieber Sully! sie machen den Zurückhaltenden, wie ich sehe; von gestern sind sie noch böse — ich bin es nicht mehr. — Nur her, umarmen sie mich und bleiben sie immer bey ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit, denn ich kenne sie wohl. Wenn sie anders handelten, so wäre dieß ein Zeichen, daß sie sich um meine Angelegenheiten nicht mehr bekümmerten. Ich ärgere mich zwar bisweilen: aber leiden sie das nur; denn ich liebe sie deshalb nicht minder. Im Gegentheil von Stunde an, daß sie mir nicht mehr in Dingen widersprechen werden, von denen ich wohl weiß, daß sie nicht nach ihrem Geschmack sind, werde ich glauben müssen, daß sie mich nicht mehr lieben.“ —

Freymüthigkeit scheint zwar gefahrbringend zu seyn; sie bleibt aber in allen Fällen, und vorzüglich für jeden Mann, der an der Seite des Fürsten steht, eine heilige Pflicht und das größte Verdienst. Ein aufrichtiger Freund ist ein sehr seltenes, kostbares Geschenk, welches wenige Fürsten zu besitzen sich schmeicheln können. Heinrich hatte ihn an seinem Sully, so wie er seyn soll. — Dieser seltne Mann hielt sich eben auch nur lediglich an Recht, Wahrheit und Pflicht, ohne sich über die möglichen, wahrscheinlichen, unangenehmen Folgen, Wahrheit zu sagen, im geringsten weiter zu bekümmern. Das Klügeln über das, was geschehen könnte, wenn wir thun, was gethan werden soll, ist der Anfang aller Schwäche, aller Untreue gegen uns selbst und unserer Pflicht. Dieß war auch Sullys Glaube. —

Diesen Glauben hatte dieser Minister so zu sagen in seine ganze politische und Ministerial-Existenz dergestalt eingeflochten, daß ihn das Machtwort: „Gehe hin, ich brauche deiner Dienste nicht mehr,“ in keiner Hinsicht erschüttern und niederdrücken konnte. Alsdann gleicht jeder Rückzug einem Triumph, den der wahre Freund des Vaterlandes mit Thränen ehrt. Sicher ist dann der Mann als nächster Beystand des Fürsten, daß sein Name bey allen Stürmen der Hof- und Volkslaune nicht von deren Wogen verschlungen werde, sondern auf dem Strome der Zeit glücklich ans Ufer der Nachwelt gelange, welche die Handlungen von der Person absondert, böse, schwache Fürsten und Minister brandmarkt, um die Guten zu ehren, wenn auch gleich seine Zeitgenossen bei der ersten Sensation, die sein Fall verursacht, seine Verdienste vergessen sollten.

Die Wahrheit ist überhaupt ein sonderbares Wesen. Wir übrigen Menschen im niederen Stande — freylich giebts hier auch manche Ausnahmen von der Regel — sehen sie immer als eine liebenswürdige Frau mit umstraltem Haupte und einer Fackel in der Hand. So wie sie uns erscheint, wird alles hell und klar. Aber nicht so ist es mit den Fürsten dieser Welt. Sie können sie nicht immer vertragen. Noch schlimmer ist es, daß sie selten Wahrheit erfahren; und davon liegt der Grund sehr klar am Tage. — Unter der Menge der sie Umgebenden ist kaum einer, der nicht Forderungen an sie bereit hält und hat; und weil jeder von ihnen seinen ganzen Verstand anstrengt, um Allem, was er Will, den größtmöglichsten Anstrich von Gerechtigkeit zu geben, so wird es natürlich dem mit ganz andern Gedanken beschäftigten Fürsten unmöglich, immer das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Die Macht der Könige

giebt Freunde und Schmeichler; aber sie entfernt auch oft alle die, die Wahrheit lieben und widersprechen. —

Wahr ist es daher, die Lage der Großen der Welt bleibt in der Hinsicht oft zu beklagen: weil sie nie, wenigstens nur selten, eher Wahrheit zu hören bekommen, als bis sie selbst schon durch Lügen zu Grunde gerichtet sind, alsdann ist freylich jeder ihrer glänzenden Umgebungen bereit, sie ihnen zu sagen; nicht aber etwa, um ihnen zu rathen, sondern ihnen Vorwürfe zu machen. —

Wir erstaunen über die in der Welt so oft ausgebrochenen Unruhen; man hat aber in manchen Geschichten öfters mehr Grund darüber zu erstaunen: daß so lange Ruhe geherrscht hat. Das Schwerdt am seidenen Faden, wenn es schon über den Nacken der Großen und ihrer Völker hing, sahen wenige, und verdankten es selten dem wahrheitsliebenden Rathgeber, der sie darauf aufmerksam machen wollte.

Ein auffallendes Beyspiel, dieß zu beweisen, giebt die ältere französische Geschichte unter Ludwigs XIII. Wittwe, welches der Kardinal Retz erzählt: — Bey einem Aufstande in Paris am 26. Aug. 1648. ermahnte man den Kardinal, zur Königin zu gehen, und sie vom wahren Zustande der Sachen zu unterrichten. Dieß durfte er aber nicht geradezu wagen. Seinen Antrag kleidete er in eine Bitte um Befehle ein, und erbot sich, die Ruhe wieder herzustellen. Schon der Gedanke erbitterte diese Königin, daß sie eine Vermittelung bedürfe. Es ist, sagt Kardinal Retz bey der Erzählung dieses Vorganges — bey den Fürsten eben so gefährlich und fast eben so strafbar, das Gute zu vermögen, als das Schlimme zu wollen. — Die Königin dankte ihm mit einem Kopfnicken, und als andere Umstehende die Gefahr des Aufruhrs schilderten, ergrimmte sie und sagte in einem sehr hohen,

schneidenden Tone: „Es ist schon rebellisch, sich einzubilden, daß man rebelliren könne; das sind lächerliche Mährchen von denen, die es wünschen: aber die königl. Gewalt wird dem allen abhelfen.“ — Diese ganze Geschichte verdient nachgelesen zu werden — sie ist äußerst karakteristisch und zeigt wie auch hier, wo man Wahrheit haßte, Gefahren und Verblendung mit einander spielen. Es war ein Wunder, daß diese Jenen entging. Geschah dieß aber auch damals, so war doch deshalb das Uebel nicht gehoben, die wahre Sicherheit, Einstimmung aller Stände des Staats nicht hergestellt. Das königliche Haus und Ansehen war nicht geschützt und das am seidenen Faden hangende Schwerdt so wenig in die Scheide gesteckt, daß es vielmehr am Ende auf des unglücklichen Ludewigs XV. Nacken fiel. Wenn man der Erziehung dieses Märtyres nachgeht, so darf es uns auch nicht so sehr wundern! Er lebte in einem sehr kleinen Zirkel, der die große Welt hieß und der in aller Hinsicht der kleinste Theil der Menschheit war. Vor seinen Blicken schmiegte sich alles, seine Umgebungen hüteten sich, Wahrheit zu sagen, er suchte sie selbst nicht auszuforschen, ihm ward alles als leicht vorgestellt. Die tausendfältigen verborgenen Hindernisse, die ihm unter der Gleißnerey des Gehorsams und der Schmeicheley entgegen arbeiteten, blieben ihm ganz unbekannt. Er gab zu, seine ganze Macht, sein ganzes Ansehen zu verlieren, wenn man nur den Ton der Unterwürfigkeit, der ihm alles schien, annahm, und fühlte nicht, daß ihn falsche Rathgeber beherrschten. Der große Gedanke: der laute Ton der Wahrheit, so wie ihn Sully gegen seine Fürsten aussprach, sey der Ton wahrer Ehrerbietung, der freymüthige Redner sey die Stütze des fürstlichen Ansehens, konnte nie in einer Seele reifen, die bloß mit Lächeln und Kopfnicken herrschen zu können glaubte.

Die Folgen sind immer fürchterlich, wenn dem Fürsten die Wahrheit verheimlicht wird, und das Volk dadurch verleitet wird, heimlich anders zu denken, als jene laut handeln. Die Wahrheit verpestet sich verschlossen, wie eingekerkerte Luft. Sie ist eine Freundin, wenn sie öffentlich erscheint, aber im Hinterhalt verborgen, wird sie die gefährlichste Feindin. — Hört sie ein Fürst, so wird er freylich erfahren, daß, um als solcher zu herrschen, mehr erforderlich ist, als Kopfnicken und Lächeln; er wird aber auch einsehen, daß bey diesem er gegängelt wird, und nicht regiert. — Die Schmeichler, die lauter Rosen auf seine Wege streuen, werden verschwinden, aber sie werden auch nicht die Abgründe decken, in die er zu fallen Gefahr läuft, ohne gewarnt zu seyn. Ihm wird nicht alles leicht und eben scheinen, aber schwere Sachen werden ihm auch nie gefährlich werden. Er wird nicht im Wahn stehen, etwas Großes zu thun, er wird es wirklich schaffen und bewirken.

37.

Es ist ganz außer Zweifel, daß ein Staat, er sey wie er wolle, unter Einem oder mehreren Häuptern, oder regiert durch die Mischung aller der verschiedenen, zusammen vereinigten Autoritäten, nicht ohne Beyträge oder Auflagen bestehen könne. Gesetzt aber auch, zufrieden mit dem Grad der Macht, worin er sich befindet, er dächte auch ganz und gar nicht an Erweiterung, so hat er doch sicher von Zeit zu Zeit Beleidigungen zu rächen und Frechheiten zu unterdrücken. Tausend innere, nicht zu entbehrende Bedürfnisse können nicht befriedigt werden, ohne re-

gulirte und dabey doch bald stärkere, bald schwächere Ausgaben. — Aber ein Fürst, der, vermöge seiner Schätze auch viel vermag und alles zu vermögen glaubt, unternimmt auch leicht Alles, ohne einen Hauptirrthum in der Berechnung seiner Kräfte gewahr zu werden: dieser ist — die Schwächung und Erschöpfung seiner Unterthanen, welche immer mit seinen erweiterten Begierden gleichen Schritt hält, und ihn endlich so weit bringt, daß er durchaus nichts mehr vermag. — *)

*) Allgemeine Staats-Auflagen, wodurch ein bedeutender Schatz eingebracht wird, sind schlechterdings nothwendig, denn es liegt doch einmal klar am Tage, daß das Große Ganze, Staat genannt, verwaltet werden muß, und dieses ohne ein bestimmtes Abgabe-System, heiße es, wie es wolle, nicht möglich ist. — Aber Wie? und von Wem? Abgaben genommen und bezogen werden sollen, das bleibt immer noch das große Problem in gleichem Range mit jenem von der Quadratur des Zirkels. —

Alle Dinge in der Welt sind nur eines gewissen Grades von Spannung fähig; über diesen hinaus sinkt die ganze Maschine zusammen. Und welches ist nun die höchste Spannung, die der Bogen ertragen kann? — Bey Abgaben, um den Schatz zu vergrößern, muß also jeder Fürst auf die Hülfsquellen zurückblicken. Es kann in einem Staate Hülfsquellen genug geben, aber auch die größten können erschöpft werden. —

Fox tadelte einstens bey einer heftigen Abgabe-Debatte zu neuen Kriegs-Subsidien, alle bis zum höchsten Grade erzwungene Abgaben vom Eigenthum des Staatsbürgers, weil man diesen gar nicht entgehen kann, bis man gar nichts mehr hat. „Ich weiß

sehr wohl — sagte er bey dieser Gelegenheit — daß die menschliche Natur sich stufenweise auch an das Beschwerlichste gewöhnen kann, und es fällt mir dabey das Mährchen ein, welches man erzählt, um die Gewalt der Gewohnheit zu beweisen. Eine Frau in einem sichern Dorfe hatte ein Kalb, und sie gewöhnte sich daran, es täglich auf die Arme zu nehmen, so daß sie, als solches nach und nach immer schwerer wurde, im Stande war, es noch auf dem Arme zu tragen, als es schon ein großer Ochse geworden war. Das Mährchen ist gut; nur gefällt mir die Anwendung desselben auf den gegenwärtigen Fall nicht. Denn wenn wir auch im Stande sind, dieses kleine Kalb jetzt fortzutragen, so sehe ich doch keine Möglichkeit, den großen fetten Ochsen, der aus demselben werden wird, künftig fortzuschleppen. Ich kann und werde deshalb nie eine Abgabe billigen, welche in sich selbst keine natürliche Beschränkung hat.“ — Soll der Schatz durch immer höher getriebene Auflagen, oft sogar auch in Beziehung auf Brod und Salz bereichert werden, dann ist dieses gerade die nämliche Operation, als wollte man, um das Wasser eines Kanals zu vergrößern, die Bäche, die ihm Nahrung geben können, austrocknen.

In jeder bürgerlichen Gesellschaft, vorausgesetzt, daß sie eine vernünftige Verfassung hat, hat jeder Stand sein Unentbehrliches, was seine physische und politische Existenz erfordert. Jeder muß nicht bloß vor dem Hungertode, sondern auch vor dem politischen Absterben, gesichert seyn. Der Mensch in staatsbürgerlichen Verhältnissen, wenn er sich nicht lächerlich und verächtlich machen will, hat Bedürfnisse, die er befriedigen will und muß. Was also nothwendig ist, um das physische und politische Wohlseyn der verschiedenen Stände zu bewirken, das muß die Regierung im Namen des Staats nicht wegnehmen, denn

sonst wird absichtlich die Nationalkraft erstickt und getödtet. — Die Hirten der Völker, und dieß sind doch eigentlich die Fürsten der Welt, sind mit den Göttern zu vergleichen, die zwar nach ihren Blitzen greifen, wenn Giganten auf Felsentrümmern den Himmel zu erstürmen drohen; die aber auch segenbringend die Hütten friedlicher, arbeitsamer Menschen besuchen, und es unter ihrer Würde halten, von einem armen Ehepaar auch noch die letzte Gans zum Opfer zu fodern. —

Unicus anser erat — — Superi vetueri necari —

Ovid.

38.

Keine nothwendigere, strengere und nützlichere Verordnungen sind zu erlassen, als die, gegen betrügerische Banquerottierer. — Sie müssen es geradezu erklären und festsetzen: daß diese als Räuber und öffentliche Betrüger mit dem Tode bestraft, daß alle von ihnen an ihre Kinder, Erben, Freunde und falsche Gläubiger gemachte Schenkungen, Cessionen, Verkäufe und Uebertragungen für null und nichtig erklärt, und solche Geschenknehmer und Käufer als Mitschuldige der Banquerottierer bestraft werden sollen, wenn für den Richter auch nur ein geringer Schein vorhanden ist, daß jene Handlungen zum wahren Schaden des Gläubigers unternommen seyn sollten. Es muß darin bey gleicher Strafe der Mitschuld verboten werden, dem, der Banquerott macht, und eben so wenig seinen Bürgen, Factoren und Kommissarien Aufenthalt zu gestatten, auch nichts

von ihren Meubeln, Papieren und Effekten zu verheimlichen oder gar fortzuschaffen. Allen und jeden muß erlaubt seyn, ohne Dekret oder besondere Erlaubniß Banquerotirende in Verhaft zu nehmen, ohnerachtet aller entgegenstehenden Verordnungen und Gewohnheiten. Endlich muß den wahren Gläubigern derselben verboten werden, irgend einen Akkord, Kontrakt oder andern Vergleich mit ihnen oder ihren Unterhändlern zu schließen, bey Strafe ihre Schuld zu verlieren, und selbst nach Befinden der Umstände peinlich verfolgt zu werden. Der Weg der gerichtlichen Klage ist der Einzige, den man ihnen offen lassen kann. — *)

*) Sully's Grundsätze können nach unserer jetzigen liberalen und humanen Denkart sehr hart scheinen. Sie sind es aber warlich nicht, um, wie er selbst in seinen offenherzigen Ministergeständnissen sagt: „die Handlung und die öffentliche Ruhe zu sichern.“ —

Banquerotirer seyn und heißen, war in den ganz alten Zeiten ein Schandflecks-Name. Jetzt ist es ein sehr gemeiner Titel, und beynahe ein gesellschaftlicher Stand, der zu den einträglichsten gehört. Man giebt ja einen Banquerot an, wie man eine Handels-Spekulation macht, oder, um bestimmter zu reden: oft ist das Erste nur ein Resultat des Letztern. Der ganz muthwillige, schelmische Banquerotirer gehört freylich vor den Gerichtshof; aber der, welchen das Gesetz des Staats nicht erreichen kann, gehört auch noch vor den Richterstuhl der öffentlichen Meynung. —

Sully spricht reine Wahrheit: Jeder muthwillige Banquerotirer ist der größte Betrüger, und Betrug ist beynahe ein größeres Verbrechen, als offenbarer Diebstahl. Man darf sich daher gar nicht wundern, wenn ihn der redliche, aber auch strenge Minister sogar mit dem Tode bestraft wissen will.

Sorgfalt und Wachsamkeit, verbunden mit einem alltäglichen Verstande, können doch wohl noch jedem das Seinige vor Diebstahl bewahren; aber Ehrlichkeit hat keine Schutzwehr und Wache gegen außerordentliche List. Da uns aber nothwendigerweise ein beständiges Verkehr von Kaufen, Verkaufen und Kredit seyn muß, so wird der ehrliche Mann allemal zu Grunde gerichtet, und der Dieb und Schelm hat jederzeit den Vortheil auf seiner Seite, wenn der Betrug erlaubt ist oder Nachsicht erhält.

Banquerote sind selten ein zufälliges Unglück; sie sind meistens ein oft vorbereiteter Schiffbruch, wo alles verschlungen wird. Die natürliche Folge ist: man wagt nicht mehr, solchen zerbrechlichen Schiffen ein Vermögen anzuvertrauen, das man verschwinden zu sehen fürchten muß. So verliert die Handlung immer mehr Treue und Glauben; und beydes giebt ihr doch nur Leben und Kraft. Man geht Verbindlichkeiten mit einer Leichtigkeit ein, welche das Zutrauen erschreckt: und so wird der Kredit nur noch ein unstäter Schatten, der zitternd mitten unter Gräbern herumzuirren scheint. —

Eine der gefährlichsten Klippen, woran der Wohlstand und die Rechtlichkeit so mancher Menschen in Handelsgeschäften schon gescheitert, ist die Sucht, alles zu wagen. — Mit Unverstand sein ganzes Vermögen, oder den größten Theil desselben, vielleicht sogar Ehre, Gewissen und guten Namen aufs Spiel zu setzen, bloß um schnell reich zu werden. Vorzüglich ist dieß der Fall bey manchen jungen Kaufleuten. Auf eine einzige Unternehmung wendet man mehr, als man nach Verhältniß seines Vermögens thun sollte; für den Fall des Mißglückens werden keine Maßregeln genommen. So dürfen nicht zwey oder drey Spekulationen mißrathen, und der Spekulant muß sich für insolvent

erklären. Dieß heißt nur ein Hazardspiel spielen, aber nicht Handlung treiben. Muthwilligen Banquerotirern sollten durchaus keine der Vortheile zugestanden werden, die sonst mit einem, durch unvermeidliche unglückliche Verhältnisse veranlaßten Banquerot verbunden sind, daß man nämlich allen unangenehmen Verfolgungen der Gläubiger, und insonderheit dem, aus dem Wechselrechte entstandenen Rechte seiner Wechselgläubiger an sein Vermögen, ja sogar an seine Person einstweilen entzogen werde. Jede mildere Behandlung eines Kaufmanns in den Falliten-Ordnungen hat lediglich in der Voraussetzung ihren Grund, daß die Handlung Unglücksfällen unterworfen ist, welche bey andern bürgerlichen Geschäften nicht so leicht statt finden. Billig sollten daher Fallit-Gesetze für keine andern Personen, als für solche gelten, welche beweisen können, daß sie wirklich Handlungsgeschäfte getrieben haben; am wenigsten müssen sie aber für solche gelten, die, es sey durch öffentlichen oder Privatauftrag, mit fremdem Gelde gewirthschaftet, und dieses in ihren eignen Gebrauch und zur Verschwendung verwandt haben. —

Der Schwindler treibt freylich auch den Schein nach Handlungs-Geschäfte. Aber im Grunde spielt er doch nur auf Kosten seiner Kreditoren ein großes und eben so gefährliches Hazardspiel. Er verdient daher Strafe und die ganze Strenge der Gesetze zu fühlen. Wenigstens müssen abschreckende Beyspiele öffentlich hingestellt werden, um dieser gefährlichen Schwindeley Einhalt zu thun, da sie alle Treue und Glauben untergräbt, und die Handlung schändet. —

39.

Wenn Minister und öffentliche Staatsbeamte ihren Platz verlassen, so stellt sich die öffentliche Gunst bisweilen an den Platz der besondern, um diejenige zu unterstützen, welche bloß unglücklich sind. Wenn sie kein hinlänglich starkes Gegengewicht ausmacht, um die Wagschaale auf ihrer Seite sinken zu machen: so ist dieß deswegen, weil diese vorgeblich Unterdrückten doch noch einige schwache Seiten haben, wo man sie angreift, und wo ihre Vertheidigung erschwert wird. Denn anerkannte Rechtschaffenheit und Unschuld siegen immer über den Neid, selbst alsdann, wenn der Neid über sie zu siegen scheint. — *)

*) Nachdem Sully seinen König, seinen Wohlthäter, seine Stütze, seinen Freund verloren, und damit alle seine Wünsche, Hoffnungen begraben waren, sagte er dem Hofe auf immer ein Lebewohl und zog sich nach seinem stillen Sully zurück. Er gesteht es aber selbst in seinen Bekenntnissen: daß man in der Geschichte wenig Beyspiele von gefallenen Ministern und Günstlingen finden wird, die so sehr geschont, geehrt und geachtet worden. — Dieß ist sonst und gewöhnlich nicht der Fall. Mit gefallenen Ministern ist es in der Regel wie mit todten Menschen. Nur noch einzelne stille, gutmüthige, aber im Grunde in den Augen Anderer unbedeutende Menschen nehmen sich ihrer an. Sie sorgen doch noch für eine ordentliche Beerdigung. Die Masse ehrgeiziger Köpfe haben dagegen sogleich, wenn nur der Eine erst hinweg ist, anderwärts so viel zu thun, daß diese es höchstens noch zu Augenblicken eines kahlen, mitleidigen Andenkens bringen können. — Ueberhaupt kann kein Minister und jeder öffentliche Staatsbeamte im

hohen Posten etwas besseres thun, als schon in seinem Leben an die Nacht der Vergessenheit zu denken, troß der zahllosen Plane und Allerhöchsten Reskripte und Edikte, die von ihm unterzeichnet ausfliegen, um — nach Verlauf — weniger Jahre, wohl gar nur Monate, von der Minister Nachkommenschaft als ganz unnütze Makulatur verachtet und weggeworfen zu werden. —

Redlichkeit und Uneigennützigkeit in größtem Maaße, dessen die menschliche Natur fähig ist, war die Grundlage von Sully's Karakter. Dadurch allein war und blieb er auch bis zum letzten Augenblick als Minister so groß und verehrungswerth, und siegte über den Neid. — Der Neid verfolgt die feste Rechtlichkeit und das wahre Verdienst umsonst. Wir dürfen daher alle die, welche dem Neide ihrer Mitmenschen ausgesetzt sind, gar nicht so sehr bedauern. Denn wahres Verdienst kann nie durch neidische Menschen vernichtet werden. Es übt sich nur erst recht, entfaltet sich, und wird immer stärker in diesem Kampfe.

Sully folgte als ein ehrlicher Mann immer nur seinem Gewissen. Dieß giebt ein ruhiges, festes Einherwandeln und Muth für die Wahrheit und die gerechte Sache zu sprechen. Der Gegner wird dadurch nicht gereitzt, sondern beschämt. Hievon kann man mit Tiedge sagen:

Das ist die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heucheley verhüllt ihr Opfer niederlegt:
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt. —

0. 43.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sully, Maximilien de Béthune,

Sullys Geist der Staatsverwaltung aus seinen eigenen Geständnissen in Hinsicht der wichtigsten Gegenstände dargestellt ; mit beyfälligen Marginalien

Altona 1810

Bamberg, Staatsbibliothek -- Pol.o.108-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11764552-9